

Schlesischer Kulturspiegel

Śląski Przegląd Kulturalny · Slezské Kulturní Zrcadlo
Herausgegeben von der Stiftung KulturWerk Schlesien

Informationen über das schlesische Kulturleben – Ausstellungen, Tagungen, Publikationen, Wissenswertes



Souvenirs, Souvenirs - ein Laden mit Reiseandenken in Schreiberhau/Szlarska Poręba. Foto: Anja Köhler.

AUS DEM SCHLESISCHEN MUSEUM ZU GÖRLITZ

„Ein zehnfach interessantes Land“

Eine breitgefächerte Ausstellung in Görlitz präsentiert das Reiseziel Schlesien in Vergangenheit und Gegenwart.

Seit 1. Mai zeigt das Schlesische Museum zu Görlitz für ein Jahr lang eine Sonderausstellung, die dem Reiseziel Schlesien gewidmet ist. Um die Ausstellung den Besuchern vorzustellen, führte Kulturreferent Maximilian Eiden, der die Fragen stellte, ein Interview mit den Ausstellungskuratoren Anja Köhler und Martin Kügler sowie der Praktikantin Romy Pietsch. Dipl.-Museologin M.A. Anja Köhler (A.K.) ist seit 2002 freie Mitarbeiterin am Schlesischen Museum zu Görlitz und arbeitet zudem seit März 2010 als Museologin bei der Schlesisch-Oberlausitzer Museumsverbund gGmbH. Seit 1999 arbeitet Dr. Martin Kügler M.A. (M.K.) als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schlesischen Museum zu Görlitz und betreut die Bereiche Volkskunde, Kunsthandwerk und Bibliothek. Romy Pietsch (R.P.) schließlich studiert in Klagenfurt und steht kurz vor dem Abschluß im Fach Angewandte Kultur-

wissenschaft (Bachelor) sowie Publizistik und Kommunikationswissenschaft (Diplom).

Herr Kügler, warum ist das Reisen in Schlesien eine eigene Ausstellung wert?

M. K.: Weil das Thema Reisen jeden anspricht, jeden betrifft. Fast alle Menschen fahren gerne weg, wollen von Zeit zu Zeit den eigenen vier Wänden entfliehen, den Horizont erweitern. Und das Schlesische Museum zeigt eben „sein“ Land als lohnendes und lockendes Reiseziel, in der Vergangenheit, aber auch mit Blick auf die Gegenwart.

Und wofür war Schlesien, wofür ist Schlesien bei Reisenden beliebt?

A. K.: Schlesien läßt als Reiseland einfach keine Wünsche offen: In Breslau findet man Großstadtflair und Hochkul-

am 1. Mai ist im Schlesischen Landesmuseum zu Görlitz die Ausstellung „Reiseziel: Schlesien“ eröffnet worden. Man denkt also trotz des jetzt, Anfang Juni, noch so kalten Wetters an Urlaub - und damit an Sommer und Sonne. Bei der Redaktionsarbeit können wir uns das noch gar nicht so richtig vorstellen. So bleibt uns nur zu hoffen, daß das Wetter besser ist, wenn Sie diese Ausgabe des „Schlesischen Kulturspiegels“ in Händen halten. Daß Schlesien allemal eine Reise, auch einen Urlaub, Wert ist, versteht sich für diese landschaftlich vielfältige Kulturregion von selbst. Auf diese kulturellen Aspekte wollen wir Sie wieder mit unseren Beiträgen hinweisen, ohne daß Sie aber gleich nach Schlesien fahren müssen.

Schlesien außerhalb seiner Grenzen manifestiert

sich auch in Persönlichkeiten wie etwa Max Tau, dem ersten Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, in Norwegen. An ihn erinnert in persönlichen Worten sein Freund Hans Däumling. Mit diesem Beitrag beginnen wir, mit Unterstützung des „Vereins der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien“ Manuskripte für die ehemalige Vierteljahresschrift „Schlesien“ zu veröffentlichen.

Gedankt sei allen Leser, die das Erscheinen des „Schlesischen Kulturspiegels“ wieder mit einer Jahresspende unterstützt haben. Ihnen wünschen wir wie allen unseren Lesern angenehme Lektüre.

Mit freundlichen Grüßen aus Würzburg

Ihre Anja Weismantel, Ihr Ulrich Schmilewski

FORTSETZUNG VON SEITE 1

tur, die Natur kann man im Riesengebirge im Sommer als Kurgast oder Wanderer, im Winter auf Skiern genießen. Das Riesen- und Isergebirge sowie das Glatzer Bergland haben eine große Zahl von Heilbädern zu bieten. Auch als Ziel von Bildungsreisen kam Schlesien infrage, zum einen weil sich dort zahlreiche renommierte Schulen und Zentren der Gelehrsamkeit fanden, zum anderen weil schon die genaue Beobachtung und Erkundung des Landes, seiner Natur oder Wirtschaft lehrreich war. Bildung und Erholung konnten aber auch Hand in Hand gehen.

M.K.: Ein alter, aber bis heute lebendiger Antrieb für das Reisen war auch die Religion - in Schlesien gibt es eine Reihe wichtiger Wallfahrtsorte wie Trebnitz, Albendorf oder Wartha, die teilweise Pilger auch aus dem Ausland anzogen.

Frau Köhler, war das Reisen in Schlesien früher eher abenteuerlich und beschwerlich oder ein Vergnügen?

A. K.: Natürlich machten Reisende je nach Strecke und ihrer eigenen Ausstattung ganz unterschiedliche Erfahrungen. Die Gräfin Ida von Hahn-Hahn meinte, nachdem sie 1843 Schlesien durchquert hatte, dies sei eine gute Vorbereitung auf den Orient, wohin sie unterwegs war. In der zur Baude umfunktionierten Lorenzkapelle auf der Schneekoppe hatte sie wegen der Kälte und Unsicherheit in den Kleidern übernachtet. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verlor das Reisen endgültig seinen Entdeckungs- und Abenteuercharakter, der Weg zum Massen-

tourismus wurde frei. Komfortables Reisen wurde immer erschwinglicher. Wohlhabende Reisende fanden in Schlesien damals jeden denkbaren Komfort, in den Badeorten und in Breslau sogar einigen Luxus vor.

Hat Schlesien auch prominente Reisende angezogen?

M. K.: Mehr als wir in der Ausstellung darstellen konnten! Da finden sich die berühmtesten Dichter, angefangen bei Goethe, der Schlesien als „zehnfach interessantes Land“ pries, über Kleist, Körner und E.T.A. Hoffmann bis hin zu Theodor Fontane. Da sind die Maler, unter denen einige wie Caspar David Friedrich das Riesengebirge zu einer deutschen Traumlandschaft machten. Chopin hatte seinen ersten Auslandsauftritt in Bad Reinerz. Aber es kamen einfach alle, bis hin zu den gekrönten Häuptern. Seit Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, die im Jahr 1799 die Schneekoppe bestiegen, haben alle preußischen Monarchen ihre Sommer vor allem in Schlesien genossen. Dadurch wurde es in der feinen Gesellschaft in Preußen chic, nach Schlesien zu reisen.

A.K.: Der Adel, aber auch zunehmend weitere bürgerliche Kreise konnten sich hier auch ihrem Monarchen nahe fühlen, vielleicht bisweilen näher als in Berlin. Fahrten von dort nach Schlesien waren übrigens damals viel kürzer als heute. 1936 brauchte der Expreßzug von Berlin nach Breslau 2 3/4 Stunden. Heute dauert die schnellste Verbindung 5 Stunden 20 Minuten.

Herr Kügler, Sie gehen ausführlich auf die Rolle der Eisenbahn ein.

M. K.: Weil die Eisenbahn schon sehr bald nach dem Ausbau der ersten Strecken das Reisemittel des 19. Jahrhunderts wurde. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Auto so erschwinglich, daß es wirklich mithalten konnte. Schlesien wurde im Vergleich zu anderen Landschaften sehr früh an überregionale Eisenbahnnetze angeschlossen. Sogar nach Wien reiste man von Berlin aus über Schlesien. Ausschlaggebend für diese gute Anbindung war natürlich der Boom des oberschlesischen Bergbau- und Industriereviere.

Das erleichterte den Übergang zu Massentourismus - wann setzt er in Schlesien ein?

M. K.: Man wird ungefähr die Reichsgründung als

Gipfel der Schneekoppe mit Baude und Kapelle, kolorierte Lithografie aus dem Verlag von Rieden und Knippel in Schmiedeberg, 1850, SMG/Sammlung Haselbach. Foto: SMG.





Schwelle sehen. Nach 1870 waren fast alle schlesischen Badeorte mit der Bahn bequem erreichbar. Die Nebenstrecken waren zahlreich, Fahrkarten in mehreren Preisstufen erhältlich. Für Arbeitnehmer wurde erst in dieser Zeit so etwas wie Freizeit oder Urlaub möglich.

Frau Köhler, was waren ihre Leitgedanken beim Aufbau der Ausstellung?

A. K.: Wir wollten zeigen: Schlesien hat das Riesengebirge - und damit eine einzigartige Urlaubslandschaft. Meine Diplomarbeit zu diesem Thema war eine gute Grundlage für das Ausstellungskonzept. Schlesien ist aber auch viel mehr als das Riesengebirge. Deswegen ist unsere Ausstellung als eine Rundreise zu touristischen Höhepunkten des Landes angelegt. Sie umfaßt 16 Stationen und vier Kinderstationen. Jede Station ist fast eine kleine Ausstellung für sich, klar abgeteilt und, so hoffen wir, voller Entdeckungen. Sogar eine Abfahrt durchs winterliche Riesengebirge, mit der Helmkamera gefilmt, ist dabei.

Frau Pietsch, Stichwort Kinderstationen. Was bietet die Ausstellung Familien mit Kindern?

R. P.: Wir wollten eine Ausstellung für Familien machen, die sich von dem im Museum Üblichen unterscheidet, wo Kinder auch mal was anfassen dürfen, nicht immer nur gucken müssen. Lustige Comics erklären den Kindern, was man an den Kinderstationen spielen kann. Die erste Station ist ein Reisespiel, bei dem man spielerisch etwas über die schlesischen Städte lernen kann, dann kommt



eine Station, wo Kinder in die Rolle eines Wanderers, eines Badegasts oder der Königin Luise schlüpfen und sich entsprechend verkleiden dürfen, dann eine Poststation, wo die Kleinen eigene Postkarten entwerfen und verschicken können, und schließlich eine Souvenir-Station, bei der wir mit einem Tastspiel Neugier und Aufmerksamkeit wecken wollen.

Und wer hat das alles gemalt und gestaltet?

M. K.: Der Etat der Ausstellung war leider sehr knapp, so daß wir selbst viele Ideen entwickeln und mit möglichst einfachen Mitteln umsetzen mußten. Dabei entstanden selbst gezeichnete Comics für die Kinder, in denen z.B. die Geschichte der Ansichtskarte erklärt wird. Auch die Figuren in historischen Kostümen haben wir selbst aus Pappe gebaut. Das war zwar viel Arbeit und es gab auch einige technische Probleme, aber mit viel Kreativität und Einfallsreichtum haben wir, so denke ich, schöne Ergebnisse erzielt, die von den Kindern hoffentlich auch gut angenommen werden. Die jungen Besucher können selbständig in der Ausstellung aktiv werden, und für Gruppen bieten wir ein umfangreiches museumspädagogisches Programm an. Auf jeden Fall spricht die Ausstellung Erwachsene ebenso an wie Kinder.

Frau Köhler, was bietet die Ausstellung Besuchern, die gleich nach Schlesien weiterreisen wollen?

A. K.: Wir zeigen zwar die Geschichte des Reisens in Schlesien, schlagen aber auch die Brücke zum heutigen Reiseland. Schlesien als Tourismusziel ist nicht, wie manche älteren deutschen Veröffentlichungen früher haben glauben lassen, von der Landkarte verschwunden. Gerade der EU-Beitritt hat noch einmal eine Belebung des internationalen Fremdenverkehrs in der Region gebracht. Wir haben von den Tourismusorganisationen eine Fülle von Prospekten und Broschüren bekommen, die die Besucher durchstöbern und mitnehmen können. So könne die Besucher gleich ihre eigene Reise nach Schlesien planen.

Schlesisches Museum zu Görlitz

Schönhof, Brüderstraße 8, 02826 Görlitz
Tel. 03581 / 8791-0, www.schlesisches-museum.de
Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr

Im Bild links: Historische Reisekleidung zum Probieren: eine Ausstellungsbesucherin als Königin Luise.

Rechts: Inszenierung der Schneekoppenbaude nach einer Grafik von C. T. Mattis um 1820. Fotos: SMG.

Die Kuratoren Anja Köhler und Martin Kügler sowie die Praktikantin Romy Pietsch in der Ausstellung „Reiseziel: Schlesien“ (vor einem Großfoto der Stadt Teschen in Österreichisch-Schlesien von 1819). Foto: SMG.

Vierteljahresschrift „Schlesien“

Vorbemerkung zum Abdruck des Beitrages der sechs Unterzeichneten

Auf Wunsch von Herrn Schulz und auf Bitten des Stiftungsrates der Stiftung Kulturwerk Schlesien wird nachfolgend eine Äußerung zu dem Beitrag „Alles hat seine Zeit“ in Nr. 3/2009 des „Schlesischen Kulturspiegels“ nun doch abgedruckt. Mit Erlaubnis meiner beiden Vorstandskollegen folge ich dieser Aufforderung, denn preußischer Tradition gemäß soll durch mich als zur Überparteilichkeit verpflichteten Amtsträger eine solche Äußerung nicht unterdrückt werden. Zwei Punkte möchte ich hervorheben: Erstens bedauert auch Herr Schulz das Ende der Vierteljahresschrift „Schlesien“; er hat gebeten, seine Formulierung, alles habe seine Zeit, nicht mißzuverstehen. Zweitens liegt die Verantwortung für die Vierteljahresschrift beim „Verein der Freunde und Förderer der

Stiftung Kulturwerk Schlesien“; obwohl die traurige Entwicklung seit Jahren vorhersehbar war, wurde dort nie ein Antrag zur Abstimmung gebracht, die Herausgeber-schaft personell und finanziell auf eine zukunftsfähige Basis zu stellen, weder von Herrn Schulz noch von denjenigen, die ihn jetzt nachträglich öffentlich kritisieren. - Zu gratulieren ist schließlich dem „Verein für Geschichte Schlesiens“, wo unlängst der zweite Vorsitzende, Herr Dr. Andreas Klose, gemeinsam mit dem Vereinsmitglied Herrn Stefan Guzy, Berlin, die „Schlesischen Geschichtsblätter“ wiederbelebt hat; dies stimmt hoffnungsvoll für die Zukunft der schlesischen Kulturarbeit.

Karl Borchardt, Vorsitzender des Vorstandes der Stiftung Kulturwerk Schlesien

Ein Ende vor der Zeit

Anmerkungen zu „Alles hat seine Zeit“ von Eberhard G. Schulz/„Schlesischer Kulturspiegel“ 3/2009

Die intellektuelle Redlichkeit gebietet es festzuhalten, daß das jetzt formell festgestellte, tatsächlich jedoch vor 13 Jahren erfolgte Erlöschen der 1956 als zentrales Organ des Kulturwerks Schlesien e.V. gegründeten Vierteljahresschrift „Schlesien“ nicht in widrigen Zeitumständen seinen Grund hat, sondern in einem unverständlichen, langjährigen editorischen Versäumnis des dem Kulturwerk als Träger nachfolgenden Vereins der „Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien“, insbesondere des von diesem bestellten Herausgebers. So ist seit 1996 trotz vorhandener Geldmittel, eines eingespielten Mitarbeiterkreises und wiederholt angebotener redaktioneller Hilfen kein einziges Heft mehr erschienen - obwohl die Aufarbeitung der Rückstände und das bevorstehende Erscheinen neuer Hefte vereinsintern ständig angemahnt und angekündigt wurden, unter anderem der breiten Öffentlichkeit gegenüber in einem „Aufklärung über das vorübergehende Fehlen der Zeitschrift Schlesien“ verheißenden Beitrag in „Schlesien heute“ 6/2006.

Durch den unbegrenzt langen Lieferausfall mußten viele vorhandene Leser und Bezieher, vor allem Bibliotheken, zwangsläufig verlorengehen. In der entstandenen Lücke florieren die neueren Zeitschriften „Schlesien heute“ und „Silesia Nova“. Sie erweisen ebenso wie der auflagen-

starke „Schlesische Kulturspiegel“ - der freilich wegen seines sehr viel anderen Charakters die Vierteljahresschrift nicht ersetzen kann -, daß das Interesse an der Kultur und Geschichte Schlesiens keineswegs erloschen ist.

Ganz unbegreiflich und abwegig ist die im oben genannten Artikel abschließend geäußerte Meinung, ein weiteres regelmäßiges Erscheinen des Periodikums Vierteljahresschrift in bewährter Form wäre „ein gewaltsames 'Immer weiter so!', langweilig und außerdem ein Zeugnis geistiger Armut“. Das gerade Gegenteil ist richtig: Durch die nicht nachvollziehbare Fehlleistung der Verantwortlichen ist einer renommierten schlesischen Kulturzeitschrift unverkennbar eigener Prägung lange vor der Zeit ein Ende bereitet und der gesamten schlesischen Kulturpflege damit nicht wieder gutzumachender Schaden zugefügt worden, der sich mit der Allerweltsphilosophie „Alles hat seine Zeit“ nicht bemänteln läßt.

Für alle, die die Vierteljahresschrift als fest etabliertes, gern genütztes Forum für „Kunst, Wissenschaft und Volkskunde Schlesiens“ hoch geschätzt haben und ihren durchaus vermeidbaren Untergang als schwerwiegenden Verlust bedauern:

Jörg Bilke, Karl Jaehn, Angelika Marsch, Josef Joachim Menzel, Helmut Neubach, Norbert Willisich

Breslau 1948 in Graphiken von Jerzy Grabiański

Vom 20. April bis 18. Juli 2010 zeigt die Stiftung Kulturwerk Schlesien in ihrem „Schlesischen Kabinett“ im Graf-schaftsmuseum Wertheim die Ausstellung „Breslau 1948 in Graphiken von Jerzy Grabiański“.

Die Abbildung auf der gegenüberliegenden Seite zeigt Jerzy Grabiańskis „Matthias-Kirche in Breslau“ von 1948.

Breslau 1948, drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa - das war eine Stadt weitgehend in Trümmern. Am 15. Februar 1945 war Breslau von sowjetischen Truppen eingekreist, wurde deutscherseits

zur Festung erklärt. Die Stadt wurde nicht nur von den Angreifern bombardiert und beschossen, auch die Verteidiger zerstörten ganze Stadtteile, insbesondere im Süden der Stadt. Nach der Kapitulation am 6. Mai waren 70

Prozent der Häuser zerstört, lagen 16 Millionen Kubikmeter Schutt auf den Straßen.

Ende 1945 waren 30.000 Polen in Breslau sesshaft geworden. Die verbliebene deutsche Bevölkerung flüchtete oder wurde vertrieben, Ende 1947 wohnten kaum noch Deutsche in der Stadt. Die Einwohnerzahl Breslaus lag 1948 bereits bei 250.000 Personen. Beim Wiederaufbau war die polnische Stadtverwaltung mit Neuerungen zurückhaltend, Vorrang hatte der Aufbau von Industrie und Wohnhäusern.

Dennoch hatte die Stadt ihren Charme, ihre Sehenswürdigkeiten großer und kleiner Art, ihre schönen Winkel – sichtbar jedenfalls für ein Künstlerauge. So erschien 1948 eine Künstlermappe mit 16 Ansichten von Bauwerken der Stadt, die in der Bibliothek der Stiftung vorhanden ist. Die Mappe hatte eine Auflage von 3.500 Stück und kam in einem Verlag in Bydgoszcz (dt. Bromberg) heraus. Die Tafeln sind in Polnisch, Russisch, Französisch und Englisch beschriftet und von drucktechnisch guter Qualität. Über den gestaltenden Künstler Jerzy

Grabiański war nichts in Erfahrung zu bringen, doch bietet er dem Betrachter mit seinen Arbeiten einen Eindruck von den Sehenswürdigkeiten der Stadt drei Jahre nach Kriegsende, freilich auch mit deren Wunden. Daß man Schönes wieder wahrnahm, mag als Zeichen der Hoffnung, der Überwindung der Unmenschlichkeit des Krieges gedeutet werden.

Abgelöst wird die Ausstellung in Wertheim durch eine Übernahmeausstellung aus dem Museum für Schlesische Landeskunde in Königswinter unter dem Titel „Oberschlesien - Ruhrgebiet. Industrieaquarelle von Wolf Röhrich“. *Ulrich Schmilewski*



CHRONIK

Die Storchsynagoge und die jüdische Identität Breslaus

Nach jahrelangen Aufbau- und Restaurierungsarbeiten wurde am 6. Mai 2010 die historische Synagoge „Zum Weißen Storch“ in Breslau wieder eröffnet. Es war für alle, die dabei sein konnten, eine bewegende Stunde.

Vermutlich waren 80 Jahre vergangen, daß dieses Gotteshaus ähnlich glanzvolle Feiern gesehen hatte. Seine erste Einweihung erlebte dieser Bau am 23. April 1829. Sein Architekt war der langjährige Breslauer Stadtbaurat Carl Ferdinand Langhans gewesen, dessen Vater vier Jahrzehnte zuvor das Brandenburger Tor in Berlin geschaffen hatte. Bis zur Fertigstellung der zweiten großen Synagoge in Breslau, der Neuen Synagoge im Jahre 1872, war der „Storch“ die Synagoge der Einheitsgemeinde. Seit 1872 versammelte sich der liberale Teil der Gemeinde in der Neuen Synagoge am Anger, während die Orthodoxen weiter in der Storchsynagoge beteten und diese nach ihren Bedürfnissen umgestalteten. In der Reichspogromnacht von 1938 wurde die Storchsynagoge zwar verwüstet, entging aber der Brandstiftung, der die Neue Synagoge zum Opfer fiel. Sie konnte weiter als Gotteshaus genutzt werden, bis das jüdische Leben in Breslau unter dem Terror der Nazis und den Deportationen in die Vernichtungslager erloschen war.

Als sich nach 1945 in Breslau eine neue polnische jüdische Gemeinde sammelte, war die Storchsynagoge als einzige der alten Synagogen Breslaus erhalten geblieben und wurde der Keim einer neuen Gemeinde. Ihr erneuter Niedergang begann mit der staatlichen Schließung 1966 und einer antisemitischen Hetze, die 1968 zur Abwanderung vieler polnischer Juden aus Breslau und Polen führte. 1974 wurde die Synagoge als verlassenes Vermögen konfisziert und verfiel seitdem zur Ruine. Erst nach der Wende von 1989 konnte die Stadt das Gebäude zurückerwerben und eine Wiederherstellung beginnen, die jetzt mit eigenen und ausländischen Mitteln vollendet wurde. Eine nicht wegzudenkende Rolle kam

dabei einer Stiftung zu, die von der Künstlerin Bente Kahan getragen wird. Das Ergebnis ist großartig. Breslau hat ein architektonisches und religiös-kulturelles Kleinod wiedergewonnen. Im Inneren mit seiner dezenten gelben Farbgebung ist der Thoraschrein und seine Umrahmung originalgetreu wiedererstanden.

Für das aber, was 1968 geschehen war, bat Stadtpräsident Rafał Dutkiewicz in seiner beeindruckenden Eröffnungsansprache seine jüdischen Mitbürger um Verzeihung: *Przepraszam! Przepraszam!* Nach seinem Verständnis gehöre das Breslauer Judentum mit seiner großen Tradition zur Identität dieser Stadt. Sie gelte es, nach Möglichkeit zurückzugewinnen. So bat er die vertriebenen und geflohenen Juden um Rückkehr nach Breslau, ein Appell, den der 1962 nach New York emigrierte Michael Berkowicz dankbar aufnahm. Zu den anderen Zeitzeugen, die zu Wort kamen, gehörten die 1939 aus Breslau geflohenen Geschwister Abraham Ascher und Esther Adler. Der Historiker Ascher aus New York hat erst kürzlich eine Geschichte der jüdischen Gemeinde Breslau vorgelegt. Das festliche Programm war von vielen Gebeten, Grußadressen und Ansprachen gefüllt und von einem breiten Spektrum musikalischer Darbietungen. Hier bewies der New Yorker Tenor Joseph Malovany, Kantor der Fifth-Avenue-Synagoge, warum man ihn den Pavarotti der Synagoge nennt. Eindrucksvoll auch die Darbietungen des bekannten Breslauer Synagogalchors und des Kammerorchesters Leopoldinum. Ein festliches Bankett im Remter des Breslauer Rathauses beschloß diesen Tag.

Wie ernst es die Stadt Breslau mit der Rückbesinnung auf ihre jüdischen Traditionen nimmt, zeigte das Programm des Folgetages. Auf Wunsch der Stadt wurde



Das Innere der wiederhergestellten Synagoge „Zum Weißen Storch“ in Breslau.

am 7. Mai am Breslauer Ring eine Gedenktafel für den Breslauer Historiker Willy Cohn enthüllt. Sie befindet sich am väterlichen Haus Ring 49. Willy Cohn gehört seit Bekanntwerden seiner Lebenserinnerungen und Tagebücher zu den wichtigsten Chronisten des jüdischen Breslau, wenn nicht des deutschen Judentums überhaupt. Vor zahlreichen Gästen konnte der Stuttgarter Historiker Norbert Conrads begründen, warum Willy Cohn eine solche Ehrung verdient. Die Enthüllung selbst nahmen der Stadtvicepräsident Jaroslaw Obremski zusammen mit Madame Régine Cohn vor. Für die Familie dankte Tamar Gazit aus Israel. Direkt im Anschluß erfolgte wieder in der Synagoge „Zum Weißen Storch“ die Vorstellung einer polnischen Buchausgabe der Tagebücher Willy Cohns. Nach Begrüßungsworten des deutschen Generalkonsuls Bernhard Brasack und des Vertreters der Friedrich-Ebert-Stiftung Warschau Knut Dethlefsen, sprach Museumsdirektor Maciej Łagiewski zur Person des Herausgebers. Danach stellte Norbert Conrads, der Herausgeber, den zahlreich erschienenen Zuhörern Persönlichkeit und Werk Willy Cohns vor. Auch dieser Tag schloß mit einer Einladung der Stadt an die Mitwirkenden des Tages.

Es wäre lohnend, die verschiedenen Ansprachen dieses Ereignisses zu dokumentieren. Hier läßt sich nur wiedergeben, was Norbert Conrads anläßlich der Enthüllung der Gedenktafel für Willy Cohn vorgetragen hat.

„Sehr geehrter Herr Vizepräsident Obremski, sehr geehrter Herr Direktor Broda, sehr verehrte, liebe Frau Cohn und liebe Angehörige der Familie Cohn aus Israel und Frankreich, sehr verehrte Gäste,

wir haben uns versammelt, um einen Bürger dieser Stadt zu ehren. Es ist der Historiker und Studienrat Dr. Willy Cohn. In diesem Haus am Ring 49 ging er regelmäßig ein und aus, denn es war das Geschäftshaus seines Vaters und das seiner Familie. Daher zunächst einige Worte zu diesem Haus, das nach seiner Erbauung im Jahre 1902 zu einem Wahrzeichen dieser Ringseite wurde, so imposant und schön war es gelungen. Einerseits fügte es sich behutsam in die Nachbarschaft der historischen Bauten ein und war zugleich modern und erstaunlich weiträumig. Den beiden Architekten Richard und Paul Ehrlich war eine Synthese von Jugendstil und Renaissance gelungen. Aber auch der Bauherr Louis Cohn nahm auf die Gestaltung Einfluß, denn das Haus

sollte zeigen, wer hier arbeitete und womit er handelte. Ganz sicher war daran auch seine kunstsinnige Ehefrau Margarete beteiligt. Sie war die Tochter des bekannten Breslauer Musikverlegers Julius Hainauer.

Ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes Willy reiste das Ehepaar Cohn 1889 zur Weltausstellung nach Paris. In Erinnerung an dieses große Erlebnis und an die weit ausgreifenden Ambitionen seiner Firma wurde oben im Giebel des Hauses ein Globus eingefügt. Louis Cohn verdiente sein Geld mit Posamenten. Das waren Borten und Spitzen, die damals ein gewinnbringender Modeartikel waren. Diese Textilien bezog Louis Cohn aus Annaberg in Sachsen, wo er ein Kontor unterhielt. Dort schufen viele Frauen in Heimarbeit jene Posamenten, die Louis Cohn in Breslau verkaufte. Auch daran erinnert die Fassade. Denn rechts oberhalb der ersten Etage sieht man das Porträtmedaillon einer Frau. Es zeigt Barbara Uthmann, die vor fast 500 Jahren lebte. In einer von Männern dominierten Zeit war sie das seltene Beispiel einer unternehmerisch tätigen Frau. Barbara Uthmann gilt als die Begründerin des Posamenten-Gewerbes. Der Kaufmann Cohn, der seinen Wohlstand dem Handel mit Posamenten verdankte, wollte damit an die Stifterin seines Gewerbes erinnern. Gegenüber sieht man als Gegenstück den Schutzgott des Handels, Merkur. Mit Freude habe ich gehört, daß dieses Haus in nächster Zeit renoviert wird und dann seine alte Schönheit zurückerhalten dürfte.

Willy Cohn erzählte später, wie er jeden Sabbat seinen Vater hier am Ring abholte, um mit ihm gemeinsam zur Neuen Synagoge am Schweidnitzer Stadtgraben zu gehen. Dort übte Louis Cohn das Amt des Vorstehers aus. Wenn es nach dem Willen des Vaters gegangen wäre, so hätte sein Sohn Willy das Geschäft gemeinsam mit seinen Brüdern weiterführen sollen, so stand es im Testament des Vaters. Aber Willy Cohn lebte mehr in der geistigen Welt seiner Mutter und wurde ein Wissenschaftler und Historiker. Nur notgedrungen kümmerte er sich später um das Geschäftshaus der Eltern. Es war nach dem Tod des Vaters und durch die allgemeine Wirtschaftskrise in Schwierigkeiten geraten.

Als die Nazis an die Macht kamen, wurde der Druck auf alle jüdischen Unternehmen immer rücksichtsloser. Nach und nach wurde die Familie Cohn aus ihrer eigenen Firma verdrängt. Im Jahre 1938 wurde das Geschäft endgültig „arisiert“ - so hieß es damals -, und im Jahre 1939 mußte Willy Cohn auch das Gebäude an den neuen Geschäftsinhaber verkaufen. Das war bitter, zumal Willy Cohns Mutter diesen Untergang noch erleben mußte. Und noch eine Bemerkung. Das Haus vor uns erinnert auch an die beiden Architektenbrüder Ehrlich, die in Breslau bedeutende Bauten geschaffen haben. Beide wurden ein Opfer der Schoah und starben im Konzentrationslager von Theresienstadt.

Wir wissen über vieles so gut Bescheid, weil Willy Cohn uns von den Schicksalen seiner Familie und seiner Zeit berichtet hat. Zurecht hat man ihn einen „homme de lettres“ genannt. Denn er hat neben seinen vielfachen Tätigkeiten ein umfangreiches wissenschaftliches und schriftstellerisches Werk hinterlassen. Von diesem sind zwei Beispiele hervorzuheben, weil er mit ihnen seiner Vaterstadt Breslau und der jüdischen Kultur dieser Stadt

ein einmaliges Zeugnis überliefert hat. Davon weiß man erst seit wenigen Jahren. Aber seitdem man es weiß, gehört Willy Cohn zu den wichtigsten Zeitzeugen nicht nur für Breslau, sondern für das deutsche Judentum überhaupt.

Damit verweise ich einerseits auf seine Lebenserinnerungen, zum anderen auf seine Tagebücher. Beide sind eng aufeinander bezogen. Von Jugend an hat Willy Cohn Tagebuch geführt. Hier schrieb er nieder, wem er begegnete, was er beobachtete, was er fühlte und welche Schlußfolgerungen er daraus zog. Und er erlebte viel: im Studium, im ersten Weltkrieg, auf Reisen, in seiner wissenschaftlichen und schulischen Arbeit, in der jüdischen Gemeinde von Breslau. Was als eine Gewohnheit begann, wurde für ihn allmählich zur persönlichen Pflicht. Dabei schrieb er nur für sich selbst und dachte gar nicht an eine spätere Veröffentlichung. Das macht seine Tagebücher besonders authentisch.

Schon ehe der Nationalsozialismus an die Macht gelangte, wußte Willy Cohn, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Er begriff, seine Tagebücher könnten später einmal ein Zeugnis für die Nachwelt sein. Seitdem beschrieb er noch ausführlicher das Unrecht, das ihm und allen Juden in Breslau, in Deutschland, in Polen, widerfuhr. Um sich von seiner Verzweiflung abzulenken, begann Willy Cohn 1940, Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Dafür zog er seine Tagebücher heran. Als das Buch am Fest Rosch haschana 1941 fertig wurde, lagen über 1000 eng getippte Schreibmaschinenseiten vor ihm. Das Buch verdient nur Bewunderung, zumal man bedenken muß, unter welchen Umständen es entstand.

Acht Wochen später erfuhr Willy Cohn von seiner bevorstehenden Deportation, zehn Wochen später waren er und seine Familie bereits ermordet. Die einzige Genugtuung dürfte ihm gewesen sein, daß er alle seine 112 Tagebücher und auch das Manuskript seiner Lebenser-

nerungen rechtzeitig hatte in Sicherheit bringen können. Dieser Umsicht verdanken wir, daß wir heute diese einmaligen Zeugnisse nachlesen können. Sowohl die Lebenserinnerungen als auch der wichtigste Teil der Tagebücher liegen seit 1995 beziehungsweise 2006 gedruckt vor. Die polnische Ausgabe der Tagebücher wird gleich im Anschluß in der Synagoge „Zum Weißen Storch“ der Öffentlichkeit übergeben.

Willy Cohn und seine Familie sind irgendwo in Litauen verscharrt worden. Es gibt keinen Ort, an dem man für sie ein Kaddisch sprechen könnte. Jetzt aber hat Willy Cohn einen Platz im Herzen seiner Heimatstadt, die er so geliebt hat, gefunden. Hier am Ring von Breslau, am Haus seines Vaters, erinnert ab heute diese Tafel an ihn, stellvertretend für viele andere jüdische Breslauer, die sein Schicksal teilen mußten. Die Stadt Wroclaw und ihr Stadtpräsident zeigen mit dieser Gedenktafel, wie sehr sie sich dem Andenken Willy Cohns verpflichtet wissen. Dafür gebührt ihnen der Dank aller, gleich ob sie in Wroclaw leben oder in der Ferne.“ *Norbert Conrads*

Prof. Dr. Norbert Conrads beim Signieren der polnischen Ausgabe der Tagebücher von Willy Cohn.



Restaurierung der Synagoge in Reichenbach/Eulengebirge

Die Reichenbacher Synagoge ist eines der wenigen jüdischen Gotteshäuser Schlesiens, das die Nazizeit und den Zweiten Weltkrieg mit seinen Folgen überstanden hat. Sie soll vor dem Verfall bewahrt werden.

Anfang des 19. Jahrhunderts ließen sich in Reichenbach wieder Juden nieder, die sich zu einer Kultusgemeinde zusammenfanden, einen eigenen Friedhofsgrund erwarben und 1875 eine Synagoge errichteten. Bereits 1933 hatte die Gemeinde keinen Prediger mehr und begann, sich unter dem Eindruck des Nationalsozialismus aufzulösen. Nachdem das Synagogengebäude in den Besitz der Stadt gelangt war, wurde es vor 1938 versteigert und als nun „nichtjüdisches Eigentum“ während der sogenannten Kristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938 nicht verwüstet. Anfang 1939 zog die Hitlerjugend in die Synagoge ein, die dann bis 1945 als Quartier des Reichenbacher Bannerführers diente. Direkt nach Kriegsende ließen sich viele Juden in Reichenbach nieder, das zunächst Rychbach, dann ab 1946 Dzierżoniów genannt wurde. Die Synagoge wurde wieder genutzt, doch ging die Zahl der

Gemeindemitglieder durch Auswanderung zurück, so daß sie 1980 geschlossen wurde. Die Reichenbacher Synagoge ist also eines der wenigen jüdischen Gotteshäuser Schlesiens, das die Nazizeit und den Zweiten Weltkrieg mit seinen Folgen überstanden hat.

Diese Angaben kann man einer Broschüre der Stiftung Beiteinu Chaj-2004/Unser Haus lebt-2004 entnehmen, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Reichenbacher Synagoge vor dem völligen Verfall zu bewahren, sie stillvoll und historisch getreu zu restaurieren und danach als Gotteshaus, Museum und Bildungszentrum zu nutzen. Die wichtigsten Sicherungsmaßnahmen sind bereits ausgeführt, ein erster Gottesdienst wurde gehalten und auch Ausstellungen bereits gezeigt, doch benötigt man weiterhin Spenden. Informationen unter www.synagogefund.com oder über wjohnkoch@shaw.ca.

Auskunft erbeten

Wer hat Informationen zu Familie Adolf Salberg und dem jüdischen Leben in Görlitz um 1900?

Am 9. Januar 1901 wurde die spätere Fotografin Ilse Salberg in Görlitz geboren. Ihre Eltern, Adolf und Ety Salberg, wohnten in der Hospitalstr. 28. Der Kaufmann Adolf Salberg gründete 1907 eine Kette von eleganten Leder- und Geschenkläden. Kurz danach ist die Familie nach Köln übersiedelt, wo Ilse und ihre Schwester Edith aufgewachsen sind. Mit ihrem zweiten Mann, Rudolf Metzger, gründete Ilse "Die Bücherstube am Dom" in Köln, wo sie Ausstellungen von Kunst und Fotografie präsentierte. Der Fotograf Hannes Maria Flach fertigte eine Bildserie von Ilse und ihren Kindern. Ilse ist dem Kreis der Kölner Progressiven zuzurechnen, zu dem auch der Fotograf August Sander gehörte. Ihre Passion der Fotografie übte Ilse schon in den frühen 30er Jahren aus. Als die Nationalsozialisten ihre Familie 1934 bedrohten - ihr Mann und ihr Schwager wurden im „Stürmer“ namentlich genannt -, ist Ilse mit ihrem neuen Partner, dem Künstler Anton Räderscheidt, nach Frankreich geflohen. Danach ist Vieles über ihr Leben und die Entwicklung ihrer Kunst bekannt.

Amy Schatten, die Enkelin von Ilse Salberg, und ich, eine kanadische Kunsthistorikerin, wollen eine Biografie über Ilse Salberg schreiben. Weil wir mit Görlitz anfangen möchten, suchen wir Auskünfte über die Familie Salberg

und das jüdische Leben in Görlitz zu ihren Lebzeiten. Wir haben viele Fragen:

1. 1902 gab es ein Adolf Salberg Verlag in Görlitz. Hatte unser Kaufmann Adolf Salberg, Vater von Ilse, irgendwas damit zu tun? Was kann man noch über diesen Verlag herausbekommen? Gab es mehrere Verlagshäuser in Görlitz?
2. Gab es 1901 mehrere Synagogen in Görlitz? Zu welcher gehörte die in der Hospitalstraße wohnende Familie Salberg?
3. Wie war das tägliche Leben der Juden in Görlitz um 1900? Wo wohnten und arbeiteten die meisten Juden? Gab es Schulen, Theater oder Vereine für Juden?
4. Gab es Verfolgung oder Schwierigkeiten für Juden in Görlitz um 1900?
5. Gibt es Bücher über das Alltagsleben in Görlitz um 1900?
6. Wie mag die Herkunft aus Schlesien das Leben einer Familie, wie der Salberg, geprägt haben?

Wir danken schon im voraus für Auskünfte, die unsere Forschungen nützen können. Man kann mich über meine Webseite www.angielittlefield.com erreichen, dort auch e-mail- und Postadresse. *Angie Littlefield*

Umbruch, Jugendbewegung und zeitgenössische Musik

Hinweise zur Tagung des Arbeitskreises Schlesische Musik e. V. sowie zum 15. Schlesienseminar in Groß Stein

Der Arbeitskreis Schlesische Musik e. V. lädt wieder zu einer internationalen Musiktagung nach Altenberg bei Köln ein. Unter dem Thema „Umbruch. Jugendbewegung und zeitgenössische Musik Anfang des 20. Jahrhunderts in Schlesien“ werden vom 19. bis 25. Juli 2010 zum Mitmachen oder Zuhören Konzerte, offenes Singen, Vorträge, Seminare, Ausstellungen geboten, darunter erstmals auch ein Kulturprogramm in Verbindung zur Gesamtthematik der Tagung über „Quickborn und Heimgarten“. Auskünfte und Anmeldungen bei Bernward Speer unter Telefon 02204/5 17 28 oder bernward.speer@web.de.

Das Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit in Gleiwitz stellt sein in Zusammenarbeit mit zahlreichen anderen Organisationen vorbereitetes 15. Schlesiensemi-

nar vom 29. September bis 3. Oktober 2010 in Groß Stein unter das Thema „Die Deutsch-Polnischen Verträge aus den Jahren 1990 und 1991 und deren Konsequenzen für Schlesien“. Es soll ein Einblick in die Verträge und deren Bedeutung für beide Partner gegeben werden, die Wahrnehmung und Darstellung der deutsch-polnischen Beziehungen sollen vorgestellt, die Rolle der Kirche in den deutsch-polnischen Beziehungen behandelt und die Auswirkungen der Verträge auf die kulturelle Entwicklung Schlesiens sowie die nationalen und ethnischen Minderheiten untersucht werden.

Nähere Informationen zum Programm und zu den Teilnahmebedingungen finden sich im Internet unter www.haus.pl.

PERSONEN

Geburtstagsglückwünsche

Den Jubilarinnen und Jubilaren übermitteln wir unsere herzlichsten Glückwünsche. Wir verbinden damit die besten Wünsche für ihre Gesundheit und Schaffenskraft. Gleichzeitig danken wir ihnen dafür, daß sie sich der Bewahrung des deutschen Kulturerbes Schlesiens verpflichtet fühlen.

Am 24. April 2010 vollendete der Architekt **Prof. Dipl.-Ing. Friedhelm Grundmann**, der in Hamburg wohnt, sein 85. Lebensjahr. Er ist der Sohn des letzten Provinzialkonservators von Niederschlesien in Breslau (1932-1945),

Prof. Dr. Günther Grundmann, der von 1962 bis 1972 Vorsitzender des Vorstands des Kulturwerks Schlesien war. Friedhelm Grundmann wurde in Bad Warmbrunn geboren. 1943 legte er in Breslau die Abiturprüfung ab.

Nach der Vertreibung studierte er an der Technischen Hochschule München Architektur. 1951 erwarb er sein Diplom. 1956 wurde er freischaffender Architekt in Hamburg. Von 1975 bis 2004 war er Professor an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg.

Friedhelm Grundmann widmete sich auf seinem Fachgebiet vielen Themen. Er publizierte etliche Abhandlungen, u. a.: „Hamburg“ (München 1983, zusammen mit Jens Rheinländer), „Backsteingotik an der Ostseeküste“ (Troisdorf 1987), „Wenn Steine predigen“ (Hamburg 1993, zusammen mit Thomas Helms), „Hamburg - Stadt der Brücken“ (Hamburg 2003) und „Baukunst von morgen! Hamburgs Kirchen der Nachkriegszeit“ (München 2007, zusammen mit Hans-Jürgen Benedict, Karin Berkemann und Frank Pieter Hesse).

Durch sein Elternhaus kam Friedhelm Grundmann bis zur Vertreibung und auch danach mit der Kultur- und besonders der Kunstgeschichte Schlesiens von Kind an in ein vertrautes Verhältnis. Er beschäftigte sich vor allem mit dem evangelischen Kirchenbau des 17. und 18. Jahrhunderts, aber auch mit der Architektur des frühen 20. Jahrhunderts, die in Breslau besonders durch die Jahrhunderthalle und die Bauwerke in Zusammenhang mit der „WUWA“ (Werkbundausststellung Wohnung und Werkraum 1929, in deren Rahmen die Werkbundsiedlung Breslau errichtet wurde) vertreten ist. Er befaßte sich auch mit der Breslauer Kunstakademie. Die Nähe zu Schlesien zeigte sich 2007 nochmals, als Friedhelm Grundmann das Buch „Carl Gotthard Langhans: Lebensbild und Architekturführer“ veröffentlichte (im Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, Würzburg).

Herr Prof. Grundmann setzte die Arbeit seines Vaters als Denkmalschützer fort. Im Rahmen des Denkmalschutzes war er für viele evangelische Kirchen in der alten Bundesrepublik und später auch bei der Restaurierung des Greifswalder Domes tätig. Überlegungen galten auch dem Nebeneinander von Altem und Neuem in dem Buch „Architektur und Denkmalpflege. Neue Architektur in historischer Umgebung“ (Berlin 1975, gemeinsam mit Manfred Fischer und Manfred Sack).

Friedhelm Grundmann führte auch im Bereich der Kulturgeschichte Schlesiens im 20. Jahrhundert die Arbeit seines Vaters weiter. Zu nennen ist hier unter anderem der Aufsatz „Vom Wiesenstein nach Hiddensee. Frühe Begegnungen mit Gerhart und Margarete Hauptmann“ im Heft IV/1996 der Vierteljahresschrift „Schlesien“.

Am 30. Mai beging Frau **Dr. med. Erdmuthe Idris-Schimmel** ihren 85. Geburtstag. Sie lebt in Pähl (zwischen Ammersee und Starnberger See) in Oberbayern. Die Jubilarin stammt aus Prauß im Kreis Strehlen (damals Kr. Nimptsch). Im Jahr 1943 legte sie die Abiturprüfung ab. Anschließend mußte sie zum Arbeits- und Kriegshilfsdienst. Im Sommersemester 1944 begann die junge Frau ihr Medizinstudium in Breslau. Nach Kriegsende setzte sie dieses Studium in München fort, und zwar ab 1946; im Jahr 1950 legte sie das Staatsexamen ab. Sie wandte sich dem Medizinjournalismus zu, zunächst fünf Jahre lang in einem Angestelltenverhältnis, danach zusammen mit ihrem Ehemann, Dr. Ildar Idris, im eigenen Verlag (Zeitschriften und Bücher). Sie schrieb

unsere ansicht von uns

von dietmar scholz

im kreis guter freunde
bei einem glas wein
malen wir
uns vergangenheit her

im kreis guter freunde
bei einem filet
spielen wir
im
gewächshaus von gestern
was
niemals gewesen

im kreis guter freunde
wird etwas lebendig
das einzig
im innern gelebt

im kreis guter freunde
spielen wir

bisweilen

das
seltene
stück

paradies

Aus: Dietmar Scholz:: Wilder Wein. Gedichte. Beuren o.J. S. 35.

Titelgeschichten und verfaßte Kongreßberichte, u.a. in der eigenen medizinischen Zeitschrift „Seleda“. Im Jahre 1990 begann für Frau Dr. Erdmuthe Idris-Schimmel der Ruhestand. Seitdem beschäftigt sie sich hauptsächlich mit Vertriebenenproblemen. Sie arbeitet an der Zeitschrift „Unsere deutsche Heimat“, einem Periodikum für Vertriebene, mit.

Am 31. Mai konnte Herr **Johannes Kohlstrung**, der in Hamburg lebt, seinen 75. Geburtstag feiern. Er stammt aus Hindenburg/Oberschlesien. Im Jahre 1959 legte er die 1. Staatsprüfung für das Lehramt an Volks- und Mittelschulen ab, im Jahre 1963 dann die 2. Staatsprüfung. Auf wissenschaftlichem Gebiet wandte sich Johannes Kohlstrung der Geschichte des Verkehrs und besonders der Post in Schlesien zu. In Fachzeitschriften veröffentlichte er Aufsätze über die Geschichte des Postwesens in Schlesien. Ganz besonders widmete sich der Philatelist Sammlungen zur Postgeschichte Hindenburgs, des Kreises Namslau und der Grafschaft Glatz. Zu diesen Sammelgebieten kam noch das Gebiet „Schlesien in der Philatelie“. Seine Sammlungen stellte Johannes Kohlstrung mehrfach aus, u.a. beim Briefmarkensalon Düsseldorf.

Am 3. Juni vollendete die Kunsthistorikerin **Dr. Idis Birgit Hartmann**, die in Oldenburg in Niedersachsen lebt, ihr 70. Lebensjahr. Sie wurde in Langenöls/Kr. Lauban geboren. Nach der Vertreibung kam sie nach Württemberg. Die junge Frau studierte Kunstgeschichte, Archäologie, Germanistik und Politische Wissenschaften in Tübingen, Berlin, Basel und London. 1971 fand ihre Promotion zum Dr. phil. als Abschluß des Studiums statt. Von 1972 bis 1979 war sie an den Universitäten Saarbrücken und Stuttgart tätig. Die nächsten beruflichen Stationen waren das Kulturreferat und die Museumsleitung in Biberach/Riß und das Kulturreferat der Stadt Magdeburg. Dann wurde Frau Dr. Idis B. Hartmann Mitarbeiterin des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg. Sie war dort bis zu ihrer Versetzung in den Ruhestand für den Wissenschaftsbereich IV (Kunstgeschichte) zuständig.

Auf eigenen Fachgebieten veröffentlichte Idis B. Hartmann u. a. „Thomas Rowlandson: Stilphasen in seinen Landschaftsdarstellungen“ (1972), „Richtig reisen: Großbritannien“ (mehrere Auflagen) und „Johann Baptist Pflug (1785-1866): Gemälde und Zeichnungen“ (Biberach 1985). Mit Beziehung auf Schlesien und seine Kulturgeschichte würdigte Frau Dr. Hartmann u.a. die aus Liegnitz stammende Bildhauerin Elsbeth Siebenbürger (1914-2007), den Holzbildhauer und Kunstpädagogen Ernst Rülke (1896-1964), der 1935 Fachlehrer für Bildhauerei an der Holzschnitzschule Bad Warmbrunn wurde, den Breslauer Bildhauer und Graphiker Joachim Karsch (1897-1945) und den schlesischen Berghauptmann und preußischen Oberberghauptmann und Minister Friedrich Wilhelm von Reden (1752 -1815).

Der Landsmannschaft Schlesien verbunden

Ehrenamtlich ist Frau Dr. Hartmann in der Landsmannschaft Schlesien und im Bund der Vertriebenen (BdV) tätig; sie war Kulturreferentin der Landsmannschaft Schlesien, Landesverband Baden-Württemberg, und Kulturreferentin des BdV der Stadt Biberach. Besondere Aktivität entfaltete sie in der Stiftung Schlesien (Hannover, dann Oldenburg); dort übernahm sie 2005 den Vorsitz im Vorstand in der Nachfolge von Dr. Friedrich-Carl Schultze-Rhonhof. Der Stiftung Kulturwerk Schlesien ist Frau Dr. Hartmann vor allem als Referentin, z. B. bei den Wangener Gesprächen, verbunden.

Am 13. Juni wurde Herr Diplom-Sozialwirt **Hans-Joachim Kempe**, der in Ludwigsburg lebt, 75 Jahre alt. Er stammt aus Breslau. Alfons Kempe, sein Vater, wurde 1934 mit erst 33 Jahren Stadtrat und Aufsichtsratsvorsitzender der Breslauer Messe- und Ausstellungs AG. Er wirkte seit 1936 als alleiniger Vorstand der Bürgerliches Brauhaus Breslau AG (BBB). 1938 kam zu diesem großen Brauhaus noch die Schloß-Brauerei Tost GmbH. Hans-Joachim Kempe verlebte in Breslau eine behütete Jugend. Dazu trug auch Anna Kempe, seine Mutter, bei. 1945 floh die Familie Kempe vor der herannahenden Front aus Schlesien. Hans-Joachim Kempe studierte seit dem WS 1955/56 in Wilhelmshaven, Bonn und Göttingen Sozialwissenschaften. 1962 erwarb er sein Diplom.

Nach dem Studium absolvierte er ein Trainee-Programm im Personalwesen bei Friedrich Krupp in Essen und wurde dann Referent für Arbeitsbeziehungen in der Konzernleitung. 1965 übernahm er die Leitung des Sozialwesens bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG, Köln. Dann wirkte er als Leiter des Zentralen Personaldienstes bei der DEMAG AG, Duisburg. Anschließend war Herr Kempe von 1970 bis 1997 Abteilungs-Direktor Personal bei der drittgrößten Kreissparkasse Deutschlands in Ludwigsburg.

Hans-Joachim Kempe veröffentlichte eine Reihe von Fachaufsätzen und gestaltete viele Seminare zu allen Bereichen des Personalwesens. Von seinen Büchern waren die „Tips für Mitarbeitergespräche“ besonders erfolgreich.

Hans-Joachim Kempe verleugnete nie, daß er Schlesier ist. Bis zum Beginn des Studiums war er Jugendgruppenleiter der Landsmannschaft Schlesien in Kassel. An der Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft in Wilhelmshaven schloß er sich zunächst der Burschenschaft Frisia (1811 in Göttingen gegründet) an, dann aber in den zwei Bonner Semestern der Alten Breslauer Burschenschaft der Raczecks (1817 als „Breslauer Burschenschaft“ gegründet, seit 1872 mit dem Zusatz „der Raczecks“ nach der Gastwirtschaft Raczek in der Klosterstraße, wo in der Zeit nach 1819, als die Burschenschaften verboten wurden, geheime Besprechungen stattfanden); diese Studentenverbindung stellte für Hans-Joachim Kempe gleichsam eine Verbindung zur Heimat dar. - Auf der Grundlage eines erfolgreichen Berufsweges opferte Herr Kempe sehr viel kostbare Freizeit und wurde ein bewährter Mitarbeiter in schlesischen Kultureinrichtungen. Im Jahr 1964 wurde er Mitglied der Schlesischen Landesversammlung. 1968 wurde er Mitglied des Kulturwerks Schlesien e. V. in Würzburg. Hier leistete er unermüdlich und äußerst korrekt viel Arbeit. Nach Errichtung der Stiftung Kulturwerk Schlesien wurde er 1975 Mitglied des Kuratoriums und bald auch des Stiftungsrats, schließlich für mehr als drei Jahrzehnte ein gründlicher Rechnungsprüfer. Besonders gerne und sachkundig nahm er seit 1984 die Aufgabe des Geschäftsführenden Vorstandsmitglieds der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V. wahr. Trotz seiner vielfältigen Arbeit, die Herr Kempe in Würzburg leistete, nahm er sich die Zeit, von 1997 bis 2003 im Vorstand des Vereins Haus Schlesien in Heisterbacherrott kenntnisreich und umsichtig zu wirken.

Für seine auf Schlesien ausgerichteten Leistungen erhielt Herr Hans-Joachim Kempe die Goldene Ehrennadel und das Schlesierkreuz der Landsmannschaft Schlesien sowie die Gerhart-Hauptmann-Plakette der Stiftung Kulturwerk Schlesien.

Den Jubilarinnen und Jubilaren gratulieren wir sehr herzlich. Für die Zukunft wünschen wir ihnen alles erdenklich Gute, insbesondere gesundheitliches Wohlergehen und Schaffenskraft. Die Stiftung Kulturwerk Schlesien dankt ihnen für ihre wertvolle Mitarbeit und Unterstützung bei der schwierigen Erfüllung ihrer Bemühungen um die Bewahrung und Pflege des deutschen Kulturerbes Schlesiens.

Klaus Hildebrandt

Deutschlands Kolonialheld aus Schlesien

Dem berühmten Afrikaforscher Emin Pascha widmete Wolfgang Hartmann die Veranstaltung des Schlesischen Kulturkreises München am 31. März 2010, drei Tage nach dessen 170. Geburtstag.

Emin Pascha, Arzt und Gouverneur in Afrika, errang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Weltruf durch die Erforschung und Erschließung des schwarzen Kontinents. Er galt auch als eine der seltsamsten, abenteuerlichsten Erscheinungen seiner Zeit. „Deutscher Mohammedaner aus Schlesien“ wurde er genannt.

Mit bürgerlichem Namen hieß er Eduard Schnitzer und wurde am 28. März 1840 in Oppeln als Sohn des Kaufmanns Ludwig Schnitzer und seiner Ehefrau Pauline, geb. Schweitzer, geboren und getauft. Als er zwei Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Neisse. Dort starb drei Jahre später sein Vater; seine Mutter heiratete wieder, und der Stiefvater sorgte für die Erziehung des Jungen. Nach dem Besuch des katholischen Gymnasiums in Neisse studierte er Medizin in Breslau, Berlin und Königsberg. Von klein auf war er sehr naturverbunden und wollte schon immer auf Entdeckungsreisen gehen. 1863 packte ihn die Reiselust so stark, daß er über Triest in die Türkei und nach Ägypten reiste, um unerforschte Gebiete nach seltenen Tieren und Pflanzen abzusuchen sowie deren Verhalten zu studieren. Er versäumte es dabei nie, seine Entdeckungen und Forschungsergebnisse schriftlich nach Deutschland zu übermitteln. Sein Forschungsgebiet erweiterte er bald um den Sudan und Belgisch-Kongo. Bald warben die Regierungen Großbritanniens und Belgiens um den rührigen Forscher Emin Pascha, der für sie weitere Kolonien erwerben sollte, da Emin viele Sprachen und Stammesdialekte beherrschte und wie ein Einheimischer Türkisch, Arabisch und Persisch sprach und sich zudem die orientalischen Sitten und Bräuche angeeignet hatte. Emin Pascha blieb jedoch stets seinen deutschen Wurzeln treu und lehnte selbst die lukrativsten Angebote des britischen Afrikaforschers Henry Morton Stanley ab.

Neben den extremen Klimabedingungen zogen Emin Pascha auch die andauernden Stammeskriege und der Aufbau einer Polizeitruppe mit vielen Polizeistationen als

Zufluchtsorte für Farmer und Expeditionen in Mitleidenschaft. Trotz vieler krankheitsbedingter Zwangspausen und Meutereien seiner Offiziere und Träger ließen sein Mut und Forscherdrang nicht nach. Er wollte für das Deutsche Reich zusätzliche Gebiete gewinnen - durch faire Verträge mit den Stammeshäuptlingen und nicht durch Eroberungen. Deshalb war er auch gegen die von Bismarck ausgehandelte sog. „Kongoakte“ 1884/85, die seinen Tatenrang erheblich einschränkte.

Emin Pascha, der es bis zum Gouverneur brachte, behandelte seine Untergebenen stets mit Respekt und Fürsorge. Gleichzeitig kämpfte er aber kompromißlos gegen Korruption und Mißstände und gnadenlos gegen die arabischen Sklavenhändler. In diesen Kreisen fanden sich bald seine ärgsten Feinde. Krank, fast blind in einen Hinterhalt gelockt, wurde er am 23. Oktober 1892 von arabischen Sklavenhändlern brutal ermordet. Seine vielen europäischen Freunde starteten eine aufwendige Strafexpedition und konnten die Mörder und deren Hintermänner ergreifen, in einem Militärgerichtsverfahren verurteilen und hinrichten lassen. Niemand weiß, wo die Gebeine Emin Paschas ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Seine Tagebücher und sonstige Aufzeichnungen sowie Forschungsergebnisse konnten jedoch bei seinen Mördern sichergestellt werden. Durch sie und durch seine vielen Briefe und Forschungsberichte wissen wir heute recht viel über ihn. Seine naturwissenschaftlichen Forschungen in Zentralafrika sind bis heute unvergessen geblieben. Er war einer der ersten Entwicklungshelfer für Afrika. So wie er waren und sind bis heute noch viele der „Steyler Missionare“ aus Neisse in Oberschlesien in der ganzen Welt tätig.

Wolfgang Hartmann



Emin Pascha.
© Stiftung Kulturwerk
Schlesien, Würzburg,
Porträts.

Auszeichnung für Schlesischen Kulturkreis München

Die Landtagsfraktion der Bayern SPD lud am 21. April 2010 zum dritten Mal zum Jahresempfang für Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler ins Maximilianeum nach München, dem Sitz des Bayerischen Landtags, ein.

Im voll besetzten Steinernen Saal des Maximilianeums in München konnte Christa Naaß, stellvertretende Vorsitzende und vertriebenenpolitische Sprecherin der SPD-Landtagsfraktion, über 250 geladene Gäste aus allen Vertriebungsgebieten sowie Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens begrüßen. Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde auch der „Schlesische Kulturkreis München“, vertreten durch den Gründer und Leiter Wolfgang Hartmann, nach 15 Jahren erfolgreicher Arbeit mit einer Urkunde ausgezeichnet. In seiner Laudatio wies der Vize-

präsident des Bayerischen Landtages, Franz Maget, auf die Bedeutung der Schlesier als bevölkerungsstärkste Gruppe der deutschen Heimatvertriebenen sowie ihre Wiederaufbauleistungen in Bayern und innerhalb der SPD hin. In seiner Dankesrede wies Wolfgang Hartmann auf die gesamtdeutschen Leistungen der Schlesier in Kunst und Wissenschaft hin, zumal allein 13 Nobelpreisträger aus Schlesien stammen. Beim anschließenden Empfang ergaben sich viele interessante Gespräche.

Wolfgang Hartmann

„Tiefenfurter Porzellan ist weltbekannt“

80 Jahre Porzellanproduktion im niederschlesischen Tiefenfurt (1865-1945) steht bis 29. August im Fokus der aktuellen Sonderausstellung im Museum für Schlesische Landeskunde in Heisterbacherrott.

Mit seiner neuen Sonderausstellung erinnert das Museum für schlesische Landeskunde an den Porzellanort Tiefenfurt, der einst den Kreisen Görlitz und Bunzlau zugeordnet war und auf dessen Poststempel stand: „Tiefenfurter Porzellan ist weltbekannt“. Vom 16. Mai bis zum 29. August 2010 wird die bisher größte Ausstellung mit Tiefenfurter Porzellanen gezeigt, für die 1930 auch die damals bekannte Schauspielerin Lil Dagover in einer Firmenanzeige warb. Heute noch befinden sich in manchen Haushalten Geschirre mit den bekannten Dekoren „China-Blau“ und „China-Rot“, die in ihren Fabrikmarken den Namen Tiefenfurt enthalten. Auf Sammlermärkten erfreuen sich diese Porzellane nach wie vor ungebrochener Beliebtheit.

1865, und somit 26 Jahre bevor Rosenthal seine Porzellanfabrik in Selb/Bayern gründete, begann die Porzellanherstellung in Tiefenfurt. Töpfereien und Steingutfabriken bildeten die Grundlage für drei Porzellanfabriken, die 1865, 1868 und 1890 in Tiefenfurt die Porzellanproduktion aufnahmen. Die beiden älteren Unternehmen gehörten 1872 zu den ersten deutschen Porzellanfabriken, die in der Form einer Aktiengesellschaft betrieben wurden. Aus diesen gingen später die „Schlesische Porzellanfabrik P. Donath“ und nachfolgend die „Porzellanfabrik

C. H. Tuppäck“ sowie die „Porzellanfabrik K. Steinmann“ hervor. Tiefenfurt zählte 1939 etwa 1350 Einwohner. Allein in den drei feinkeramischen Großbetrieben wurden zeitweise bis zu 600 Personen beschäftigt. Die Porzellanfabriken sowie kleinere Porzellanmalereien und Zulieferbetriebe boten nicht nur den Einwohnern Tiefenfurts und seines Umlandes Arbeit, sondern auch manchem Porzelliner aus anderen Teilen Deutschlands.

Von der „Schlesischen Porzellanfabrik P. Donath“ (1891 bis etwa 1920) wurden Luxus- und Gebrauchsgeschirre hergestellt und auch nach England, Amerika, Rußland, Frankreich, Schweden sowie in die Türkei exportiert. In einem Markenschutzprozeß, den die Königliche Porzellan-Manufaktur Meißen gegen Paul Donath 1893 anstrebte und 1895 durch die letztinstanzliche Entscheidung des Reichsgerichtes Leipzig verlor, wurde indirekt die gute Qualität der Porzellane aus der Fabrik von Donath bestätigt.

Die „Porzellanfabrik C. H. Tuppäck“ (etwa 1920 bis 1945) bot „Gebrauchs- und Tafelgeschirre für In- und Ausland“ an. Eng verbunden mit dieser Tiefenfurter Firma sind indes ihre Porzellane mit den Dekoren „China-Blau“, „China-Rot“, „China-Grün“, „China-Lila“ sowie verschiedene Japan-Dekore. Mit einem breiteren Angebot von Porzellanen im Stil des Art déco folgte Tuppäck darüber hinaus einem Trend der Zeit.

Die „Porzellanfabrik K. Steinmann“ (1883 bis 1943/45), die um die Jahrhundertwende die dritte Tiefenfurter Porzellanfabrik, die „Silesia“, übernommen hatte, nannte vor dem Ersten Weltkrieg als Spezialität „Export-Gebrauchsartikel für alle Länder der Welt“. In einer Anzeige wies das Unternehmen allein 33 solcher „Export-Artikel“ aus. Insbesondere lieferte Steinmann diese in englischsprachige Länder, in die USA und bis nach Englisch-Ost-Indien und Australien. Kaffee-, Tee-, Frühstücksservice, Obstgarnituren, Zierdosen, Durchbruchschalen usw. gehörten um 1930 zum Angebot des Unternehmens. Nach der Weltwirtschaftskrise von 1929 wurden im Werk „Silesia“ dagegen verstärkt feuerfeste Feinsteinzeug-Geschirre hergestellt.

Vor allem Porzellane der drei genannten Firmen sind in der Ausstellung zu sehen. Sie vermittelt einen Einblick in die Vielfalt der Porzellane, die in Tiefenfurt hergestellt worden sind - bis hin zu den heute wieder besonders geschätzten Porzellanen im Art-déco-Stil. Ermöglicht wird die Ausstellung durch Exponate des Museums und durch die Beteiligung mehrerer Leihgeber. Über die Geschichte der Tiefenfurter Porzellanindustrie informiert ausführlich das 2007 in erweiterter und aktualisierter Neuausgabe im Bergstadtverlag, Würzburg, erschienene Buch von Gerhard Schmidt-Stein „Schlesisches Porzellan vor 1945“. Allein 49 Fabrikmarken sind dort abgebildet, die helfen, Tiefenfurter Porzellan zu erkennen.

Gerhard Schmidt-Stein



Poststempel von 1927 mit Werbeaufschrift.

Kaffeekanne der Porzellanfabrik P. Donath, um 1890.



„Von Neisse - UNTERWEGS - nach Neisse“

Zum 85. Geburtstag von Heinrich J. Jarczyk zeigt das Haus Schlesien dessen künstlerische Werke.

Der Zeichner, Radierer und Maler Dr. Heinrich J. Jarczyk ist weit gereist: Vom Geburtsort Neisse führte ihn der Zweite Weltkrieg nach Frankreich und in der Kriegsgefangenschaft in das belgische Bergwerkslager in Zolder/Limburg. Nach der Entlassung 1947 begann er ein Studium der Chemie und Naturwissenschaften in München. Mit der Promotion und dem Start ins Berufsleben begann eine Periode von Reisen rund um den Globus. Während er in der Kriegsgefangenschaft aus der Erinnerung Zeichnungen von seiner Heimatstadt Neisse fertigte, werden die Motive nun vielseitiger: Ägyptische Pyramiden, Palmenstrände, orientalische Gestalten, amerikanische Wolkentrater und Makrodarstellungen von Käfern, Muscheln oder Krebsen sind in seinem Repertoire zu finden.

Anlässlich seines 85. Geburtstages zeigt das Haus Schlesien im Eichendorffsaal vom 13. Juni bis 3. Oktober 2010 Radierungen, Zeichnungen und ein Ölgemälde des Künstlers, die zuvor im Museum in Neisse gezeigt wurden. So kehrte ein gebürtiger Neisser mit seinen Arbeiten nach Neisse zurück. Die Besichtigung der Sonderausstellung ist während der Öffnungszeiten des Museums möglich, doch wird aufgrund teilweiser Belegung des Eichendorffsaals durch Veranstaltungen eine telefonische Absprache empfohlen.

Zur Kunst von Heinrich J. Jarczyk schreibt Raymond J. Steiner: „Es war nicht nur sein Festhalten an den Prinzipien der Zeichenkunst, was ich in meinem Buch über das Radierœuvre von „Heinrich J. Jarczyk: Etchings - Radierungen - Eaux-fortes“ (Bergisch Gladbach, 1998) erwähnt habe, sondern es war auch seine umfassende Sicht der Welt, die mein Interesse für sein Werk erweckte.“

Die Tatsache, daß diese Ausstellung zu Ehren seines 85. Geburtstages stattfindet, ist schon ein Teil der Geschichte. Gerade weil Jarczyk während seines Lebens persönlich Zeuge so vieler Geschehnisse in der Geschichte Europas war, hat dies notgedrungen seine Entfaltungsmöglichkeiten erweitert. Weiterhin erlaubten ihm seine späteren Reisen, nach und nach andere Kontinente, andere Kulturen einzubeziehen. Daß diese weltweiten Reisen letztlich in Verbindung mit seinen Studien als Naturwissenschaftler gemacht wurden, erweiterte und vertiefte seinen Wissensbereich, sein Verständnis der Welt um ihn herum, die auch die „unsichtbare“ Welt des mikroskopischen Lebens mit einschlossen. In der Tat, eine globale Vision.

Sicher hat die Technologie in der Form des virtuellen Kommunizierens - neue Geräte erscheinen fast täglich auf dem Markt - für immer Entfernung und Grenzen aus unserem Leben gelöscht. Wir können jetzt sofort kommunizieren, nicht nur über und in die entferntesten Winkel unseres Planeten, sondern jetzt auch - mit kreuzenden Satelliten am Himmel - sogar in den Weltraum. Wir leben aber zwangsweise in einer globalen Gesellschaft. Doch hat der Künstler das alles nicht schon gewußt? Hat der Künstler das nicht schon vorhergesehen? Hat der Künstler sich das nicht schon seit Jahrhunderten vorgestellt? Heinrich J. Jarczyk gehört sicherlich in diese Tradition,



die Welt als Heimat aller Menschen zu sehen. Seine Feder, sein Bleistift fangen ein, was sein Auge sieht, und zeichnen ständig seine Besuche von Städten, Kulturen, Ländern und Kontinenten auf, wobei seine ästhetische Vision festhält, daß er immer dieselbe Geschichte der Menschheit erzählt, ungeachtet der Sprache, der Farbe, der Religion und der Politik. Der Mensch, so zeigt Jarczyk uns, ist nur Mensch, nicht mehr und nicht weniger.

Deshalb ist es angebracht, daß diese Retrospektive von Jarczyk-Arbeiten - obwohl sie nur auf Graphiken und Aquarelle begrenzt ist - die Vielfalt seiner Vision aufzeigt. Ich gratuliere und beglückwünsche das Museum von Neisse und Haus Schlesien in Königswinter, daß sie so vielen anderen Menschen die Möglichkeit geben, an der „Globalen Vision“ teilzunehmen.“

Museum für schlesische Landeskunde

Haus Schlesien, Dollendorfer Str. 412
53639 Königswinter-Heisterbacherrott,
Tel. 0 22 44/ 88 60, www.hausschlesien.de,
Di-Fr 10-12, 13-17 Uhr; Sa, So und Feiertage: 11-18 Uhr

Heinrich J. Jarczyk:
Kreuzherrenkirche in
Neisse.

Mein Freund Max Tau.

Aus Anlaß seines 100. Geburtstages im Jahr 1997

Von Hans Däumling

„Von der ersten Stunde an war es eigentlich der Tod, der vor der Türe wartete. Ich wollte nicht leben, als ich geboren wurde. Der Arzt wußte keinen Rat, und ich wurde in einer Zigarrenkiste in den Backofen geschoben, und alle wunderten sich, als der Junge nach zwei Tagen schrie.“ Mit diesen Worten begann Max Tau im Gespräch mit Lutz Besch vor den Mikrofonen von Radio Bremen den Bericht über sein Leben. Das war in den 50er Jahren.

Schon 1950 war er der erste Träger des Friedenspreises der deutschen Verleger (wie er seinerzeit noch hieß). 1964 wird er Ehrenbürger der Universität Kiel, 1965 Inhaber des Schlesienschildes, Träger des Nelly Sachs-Preises der Stadt Dortmund und Ehrenmitglied des deutschen Schriftstellerverbandes. Die Ehrungen häufen sich: 1970 verleihen ihm die deutschen Freimaurer ihren Literaturpreis, und die Universität Kopenhagen ehrt ihn mit dem international hochangesehenen Sonning-Preis. 1972 wird er Ritter des kgl. norwegischen St. Olav-Ordens und 1974 Inhaber des Großen Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland mit Schulterband und Stern. Im gleichen Jahr zeichnet ihn das Ost-West-Kulturwerk mit dem Humanitasring aus, und er erhält den oberschlesischen Kulturpreis. Darüber hinaus ist er Ehrenmitglied im Börsenverein des deutschen Buchhandels (wo heute noch seine Büste steht) und Namensgeber der Max-Tau-Schule in Kiel.

Was für ein Lebensbogen! Was hat ihn befähigt, diesen weiten Weg zu gehen vom schwächlichen, kränkelnden, eigentlich lebensuntüchtigen Kind hin zum großen Entdecker und Förderer einer langen Reihe von Dichtern und Schriftstellern aus vielen Nationen und darüber hinaus zum Stifter der (inzwischen fast schon wieder vergessenen) Friedensbücherei und zum Versöhner der Völker?

Da ist einmal die Heimat. Immer wieder hat er bezeugt, wie es die schwarze Erde Oberschlesiens war, die ihm die Kraft verlieh, die auferlegten Prüfungen zu meistern.

Da ist zum anderen das Elternhaus, die „aufopfernde Liebe meiner Mutter“, das große Vorbild des geliebten und verehrten Vaters, in die er eingebunden blieb bis zu seinem Tod.

Da ist sein unstillbarer Drang, unter Hintanstellung, ja Nichtbeachtung seiner physischen Schwäche und der immer wiederkehrenden schweren Krankheiten, der Drang zu wissen, zu erfahren, zu helfen, zu gestalten. Mit allem, was auch nur von fern nach Literatur, nach Dichtung „roch“, war er „verwandt“, verschwägert und verbrüdet.

Da ist seine Liebe zum Menschen, sein unbeugsamer, unzerstörbarer Glaube an das Gute, das es zu wecken, zu stärken und zu vermehren galt. „Traumtänzer“ haben sie ihn genannt (auch seine Freunde), euphorisch sei er, und war doch ein nüchterner Realist, der genau wußte, was er wollte und Niederlagen in Kauf nahm, auch wenn er manchmal schwer daran zu kauen hatte.

Und da ist seine tiefe Verwurzelung im Glauben seiner Väter - der eigentliche Grund seines Lebens. Den hat er nicht „auf der Zunge getragen“ wie sein Herz, nur in ganz seltenen stillen Stunden sprach er davon, mit Freunden, vielleicht auch einmal in einem Brief.

Die Freunde.

Hans Hellmut Kirst hat Max Tau einmal den „Freund der Freunde“ genannt. Egon H. Rakette hat unter diesem Titel 1977 - ein Jahr nach Taus Tod - einen Sammelband mit Gedenkworten, Erinnerungen, Episoden, Anekdoten, Briefen herausgegeben. Und das

war er: der Freund aller Gutwilligen, und alle Gutwilligen waren seine Freunde.

Bleibt noch jene Seite, die Zeit seines Lebens am lautesten gepriesen wurde und heute, nur 21 Jahre später - wenigstens in der Öffentlichkeit -, schon vergessen scheint (mir will es schlechtweg als skandalös erscheinen, wenn eine große Zeitung wie die „Süddeutsche Zeitung“ oder wenn der Bayerische Rundfunk es offensichtlich nicht mehr für nötig oder vielleicht auch nicht für opportun erachten, Max Taus zum 100. Geburtstag zu gedenken, obwohl beide Monate zuvor schriftlich auf den Gedenktag und auf Taus historische Verdienste hingewiesen wurden): seine mit dem Kriegsende einsetzende, wahrhaft unermüdliche Arbeit am Brückenbau zwischen den Völkern, an der Versöhnung über die Abgründe von Krieg und NS-Herrschaft hinweg etwa zwischen Norwegern und Deutschen.



Lange Zeit war der schwache Junge nicht einmal im Stand zu sprechen. Er berichtet: „Wenn ich mit schiefem Kopf durch die Straßen schlich, fürchtete ich mich. Ich erschrak vor schwarzen Tafeln mit einer weißen Zeichnung, einem Kopf, und lief weg.“ Daheim, bei der Mutter, fragte er danach: „Mein Junge, das ist ein Totenkopf, der die Menschen vor der Gefahr der Brachfelder warnen soll.“

In seiner Dankrede bei der Entgegennahme des Oberschlesischen Kulturpreises sagte Tau u.a.: „Wenn die Sirenen in Beuthen heulten, gab es keine Familie, die nicht an dem Grubenunglück teilgenommen hätte und helfen wollte. Wenn der katholische Pfarrer mit dem Allerheiligsten zu einem Sterbenden ging, dann fielen alle auf die Knie, da wurde jeder Unterschied der Konfessionen aufgehoben ... Wir, die wir auf der schwarzen Erde geboren wurden, strebten danach, uns hier auf der Erde zu verwirklichen und durch unsere Taten zu zeigen, daß wir Menschen sind. In Oberschlesien vermochten die Menschen noch, untereinander den Dialog zu führen, der Vertrauen erweckt und den Glauben an den Menschen erneuert.“ Und in seinem Lebensbericht schildert er, wie jedem seiner Landsleute bewußt war, daß seine Tage begrenzt sind: „In jedem Oberschlesier lebt etwas von der Gewißheit an das Ende, wenn alle Tage die Sirenen ertönen. Die Oberschlesier sind äußerlich arm, aber da sie immer wieder das Ende sehen ... haben sie auch eine Treue gegen den Nächsten.“

Taus Realismus, seine Bereitschaft, das Leben anzunehmen, werden deutlich, wenn er an anderer Stelle einmal sagt: „Da es, wie wir Oberschlesier sagen, im Leben keinen Zufall, sondern nur ein Schicksal gibt ...“ Dann kann er auch hinausgehen und seine Arbeit tun in der Gewißheit: „Wir alle sind bestellt um zu säen, keiner weiß, wer einmal ernten wird.“

Immer wieder zeigt sich, wie sehr er seiner Heimat verbunden blieb bis an sein Lebensende. Von seiner ersten Reise nach Norwegen, während der er Olav Duun zum ersten Mal persönlich begegnete, erinnert er sich an „die Helligkeit, die Liebe und Aufgeschlossenheit der Menschen“ in Oslo - „wie in Oberschlesien“.

Als er nach der Besetzung Norwegens durch deutsche Truppen einmal von der Polizei zum Verhör vorgeladen wurde, ging er mit etwas zitternden Knien dorthin. Erste Frage: „Wo sind Sie geboren?“ „In Beuthen, Oberschlesien.“ „Ach“, unterbrach sich der Ver-

nehmer, „und ich komme aus Kattowitz.“ Da saßen die beiden Schlesier und tauschten Erinnerungen an die Heimat aus, und das eigentliche Vorkommnis war vergessen. „Die Heimat hatte mich gerettet“, schließt Tau seinen Bericht über den Vorfall.

Und in seiner bereits zitierten Dankrede, knapp anderthalb Jahre vor seinem Tod, faßte er noch einmal zusammen, was Oberschlesien für ihn bedeutete: „Eigentlich hat alles, wonach ich gestrebt habe, seinen Ursprung in den Bildern des Lebens, die ich durch meine oberschlesische Heimat erfahren habe ... Die Menschen meiner Heimat lehrten mich, daß Einfachheit das Wesentlichste und Größte ist. Nur durch Einfachheit kann man das erreichen, was den Wert des Lebens ausmacht, nämlich das Nachdenken für den anderen, die Hingabe an den anderen und das höchste Geschenk, die Freundschaft ... Wohin die Oberschlesier auch vertrieben wurden, immer haben sie die Sehnsucht nach der unverlierbaren Heimat mit sich getragen ... Durch ihre Ausstrahlung haben sie bewiesen, welchen Reichtum diese Treue in sich birgt und zum Verstehen der anderen Völker beigetragen.“



Treue - das war eines der hervorragendsten Wesensmerkmale Taus: Treue zur Heimat, Treue zu den Freunden, Treue zum Elternhaus. Ohne die sorgende, aufopfernde Liebe der Eltern hätte er wohl nicht überlebt, ohne den Glauben seiner Mutter, daß - wie er sagte - „mir dieses Leben doch geschenkt war“. Aus den Ostgebieten Preußens waren die Eltern gekommen, der Vater ein ehrbarer Kaufmann, die Mutter aus einer Arztfamilie. Ihr Haus wurde zum geistigen Treffpunkt in Beuthen. Regelmäßig begegneten sich dort der Rabbiner, der katholische Priester und der evangelische Stadtpfarrer im Gespräch (und das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts!). In dieser Atmosphäre wuchs der Junge auf, zu schwach, eine öffentliche Schule zu besuchen. Der Lieblingswunsch des Vaters war es, den ältesten Sohn zum Nachfolger auszubilden. Als er aber sah, wie fasziniert Max von der Dichtung war, verpflichtete er die besten Privatlehrer, um ihn so zu fördern, daß er letztlich sein Ziel erreichen konnte, Literatur zu studieren.

Immer wieder kehrte Max Tau nach Hause zurück, besonders dann, wenn in seinem Leben große Entscheidungen anstanden und er den Rat des Vaters suchte. So auch im Dezember 1938, als es durch die Intervention einflußreicher norwegischer Freunde (von Sigrid Undset über Björn Björnson bis Knut Hamsun) in vielfältigen Schreiben an die Reichsschrifttumskammer und andere Stellen gelungen war, ihm die Ausreise nach Oslo zu ermöglichen. Sein Vater war damals schon unheilbar krebserkrank - es war beiden klar, daß dies ein Abschied für immer war. Der Vater sagte: „Du gehst jetzt in ein Land, dessen Dichter Du liebst. Du warst nicht gerufen, die Menschen dort können Dich nicht verstehen. Zähme Dein Temperament, höre nicht auf alles, was die Menschen sagen, und urteile nie, bis Du an die Stelle des anderen getreten bist.“ Max Taus Zug fuhr am nächsten Morgen um vier Uhr. Der Vater sollte - wegen seiner Krankheit - nicht mit zur Bahn. Um drei Uhr hörte Max Geräusche in der Wohnung. Der Vater stand vor ihm. Seine Augen leuchteten. „Du bist gerettet, mein Kind.“

Man verbot Max Tau, mit der Bahn zu reisen. Der norwegische Rechtsanwalt Eilif Moe, der alle Papiere besorgt und alle Formalitäten geregelt hatte, beschaffte Plätze auf einem Schiff ab Hamburg. Nach stürmischer Überfahrt erreichte es Oslo am 23.12.1938. Ein neuer Lebensabschnitt begann - die Sorge um die Familie blieb.

Kriegsbeginn. Die Eltern mußten die Wohnung räumen und lebten bei Zigeunern. Schwester Friedel in Köln berichtet vom Druck



der Bombenangriffe. Man erlaubte ihr, die Eltern zu besuchen. Der Vater war so krank, daß sie „ihm wünscht, sterben zu können“. Dann wird sie zwangsverschickt nach Polen. Der Vater stirbt. Später wird auch die Mutter verschickt. Tau ist schon in Schweden, als die ersten Gerüchte über Vergasungen kursieren. Er erinnert sich: „Ich habe nicht an die Gaskammern geglaubt. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß so etwas geschehen könnte.“ - Seine Mutter wurde in Auschwitz ermordet. Schwester Friedel kehrte zurück - an Leib und Seele gebrochen. Sie ging nach Israel, wohin Bruder Fritz sich bereits geborgen hatte. Ein jüdisches Schicksal in Deutschland.



Doch Tau zieht seine eigenen Konsequenzen: In einem Brief an Luise Rinser aus dem Jahr 1951 berichtet er von einem Besuch in der Synagoge in Bremen: „Dort war alles geliehen - der Leuchter, der Vorhang. Aber ein jeder betete, und es war, als ob er für sich selbst und für alle Menschen betete, denn jeder Mensch, der dort stand, hatte sein Schicksal auf sich genommen. In den Gesichtern erlebte man die Schrecken der Vergangenheit aufs neue. Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich wußte, daß man auch zusammen beten kann. Es gab keinen Geistlichen, aber es gab einen Menschen, von dem keiner weiß, was ihm im Krieg geschehen ist, und er sprach, daß der jüdische Mensch nur eine einzige Verpflichtung habe: Brücken-Bauer der Versöhnung zu werden ...“

Während des Eichmann-Prozesses schreibt er an seinen Freund Hans Schwarz: „Du wirst erstaunt sein, wenn ich Dir sage, daß man Eichmann nicht hängen darf. Als religiöser Jude weiß ich, daß keiner das Recht hat, das Leben eines anderen zu nehmen ... Eichmann soll erst einmal erfahren, was wirklich ein Jude ist. Wenn er bekennen könnte, daß er sich geirrt hat ... dann würde er mehr gegen den Antisemitismus tun als alle Schriften.“ Und später, ebenfalls an Hans Schwarz: „Meine Auffassung im Fall Eichmann kommt aus meiner



religiösen Quelle. Wenn Gott es uns beschieden hat, daß wir Eichmann am Leben fanden, dann darf man auf der Erde, die er den Kindern Israels zur Sammlung zurückgeschenkt hat, nicht westlich urteilen und ihn hinrichten. Dann muß man es Gott überlassen ... das ist eine Überzeugung, die so tief in mir sitzt, daß ich sie auch verwirklichen muß."

Auch in der Freundschaft mit Elie Wiesel offenbart sich die tiefe religiöse Überzeugung Taus. 1965 schreibt er ihm: „Ihr Brief hat mein Herz tief bewegt. Es ist wunderbar, einen neuen Bruder gefunden zu haben. Unsere Bruderschaft hat die gleiche Wurzel, auch wenn wir aus verschiedenen Richtungen kommen. - Ich glaube, daß wir Überlebenden, weil wir Juden sind, die Pflicht haben, die Völker zu versöhnen. Und ich wünsche mir von Ihnen ein Buch für die Friedensbücherei Pax, das allen Menschen diese Sehnsucht nach Frieden zeigen soll, ich meine den Frieden mit sich selbst, der den, der ihn besitzt, erst befähigt, für den Frieden der Menschheit zu arbeiten.“ Und während Elie Wiesel an dem erbetenen Buch arbeitet, schreibt er ihm: „Es wäre wunderschön, wenn Sie wie in einer Vision auch zeigen könnten, wie die Welt aussehen könnte, wenn die Menschen friedlich miteinander lebten. Denn dafür haben unsere Vorfahren gelebt. Alle - und auch wir - fühlen in unserer Seele diesen Wunsch zu verändern und zu versöhnen.“ Die Kraft „zu verändern und zu versöhnen“ trotz Verfolgung, Ermordung und Vernichtung, kann nur aus dem Glauben kommen.

Dieser Glaube allein hat Max Tau zu dem werden lassen, was er für die Menschen seiner Zeit geworden ist: derjenige, der auf dem Wege der Versöhnung unbeirrt von Zweiflern und Spöttern voranschritt.

Als ich im Herbst 1963 als neuer Leiter des Goethe-Instituts nach Oslo ging, war ich mir sehr wohl bewußt, wie schwierig die vor mir liegende Aufgabe zu lösen war. Mein Vorgänger hatte mir eindringlich genug geschildert, wie groß auch achtzehn Jahre nach Kriegsende die Vorbehalte, Zweifel und die Distanzierung gegenüber allem Deutschen in Norwegen noch waren und wie leicht das in offene Feindseligkeit umschlagen könne. Zudem gebe es da ein zusätzliches Problem: wer immer in offizieller oder halboffizieller Position versuche, einen Beitrag zur Verständigung zwischen Norwegern und Deutschen zu leisten, der begegne immer und überall einem Namen: Max Tau. Vorsichtig, ja sogar ein wenig mißtrauisch, begann ich das „Gelände“ zu erkunden. Tatsächlich: Die Kulturreferentin der Botschaft, der Botschafter selbst, erste Kontaktversuche an der Universität, in der Presse, anderswo - es schien keinen Weg zu den Norwegern zu geben, der nicht über ihn führte. Es war wie beim Hasen und Swinegel: „Ick bün all dor!“ Max Tau schien das „Sesam öffne dich!“ für alles.

Da gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich versuchte, mich so bald wie möglich auf guten Fuß mit ihm zu stellen (er sollte aber ein durchaus schwieriger, diffiziler Herr mit sehr dezidierten Meinungen sein) oder aber ich würde mich in neutraler Distanz zu ihm, wenn notwendig sogar gegen ihn zu behaupten haben. Die erste Möglichkeit schied bei einiger Selbstachtung von vornherein aus. Also mußte ich versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Wenig später kam Ursula Herking zu einem Gastspiel. Ich holte sie - wie alle unsere Vortragenden - am Flugplatz ab. Wir hatten ihr Hotel noch nicht erreicht, da begann sie schon, nach Max Tau zu fragen. Im stillen ärgerte ich mich. Was hatte der denn mit unserem Kabarettabend zu tun? Dann sah ich ihr Gesicht, hörte auf den Klang ihrer Stimme. Das Leuchten in jenem, die Wärme in dieser sagten über ihn - und über sie - mehr als Worte je vermocht hätten.

Vier Wochen danach kam Ernst Schnabel, um aus seinen

Büchern zu lesen. Der langjährige Intendant des NWDR und Autor mehrerer Romane hatte u. a. unter dem Titel ‚Anne Frank, Spur eines Kindes‘ auch das erschütternde Tagebuch Anne Frank auf Deutsch herausgegeben. Mit stiller Freude sprach er von Max, von früheren Erlebnissen mit ihm, vom Wiedersehen - dieser im Grund so scheue und zurückhaltende Mann, der dabei plötzlich sein Herz öffnete.

Und so kam einer nach dem anderen - und jedes Mal lernte ich ein Stück mehr von einer Lektion, die mir offensichtlich aufgegeben war. Wann „es“ dann eigentlich geschah, weiß ich nicht mehr. Zu viel aus den wenigen Jahren, die uns vergönnt waren (ich merke, seine Sprache ergreift Besitz von mir), drängt heran, schiebt sich voneinander und fließt zusammen in Bildern, so lebendig, als sei es erst vor Wochen gewesen:

der kleine, etwas untersetzte Mann, wie er ein wenig vornübergebeugt, den Kopf mit dem dünnen Haarkranz leicht zur Seite geneigt, mit schwingenden Armen und weit ausgreifenden Schritten die Karl Johan hinuntereilt, daß der Jüngere, weit Größere sich bemühen muß, Schritt zu halten -

das winzige Büro hoch über Studentertulden, dem grünen Herz Oslos, bis an die Decke vollgepfropft mit Büchern; Bücherstapel, Aktenordner, Korrespondenzmappen auf allen Beistelltischchen, Stühlen, überall, Max Schreibtisch an Schreibtisch mit seiner Sekretärin, immer beschäftigt, immer voll neuer Ideen und Pläne - doch dann wurde für Dich ein Stuhl freigeräumt, es gab Pulverkaffee (irgendwo fand sich ein elektrischer Kocher) und Brötchen mit Wurst nach schlesischer Art vom Metzger drunten am Rathaus. Und er war voll auf Dich konzentriert, den erwarteten oder auch unerwarteten Besucher, das Gesicht mit den großen Ohren und der traurigen Nase Dir zugewandt, mit klaren braunen Augen unter schweren Lidern, Augen, die durch und durch dringen konnten, allen Schein beiseite wischen, zum Wesentlichen in Dir vordringen. „Mein lieber Junge ...“ das habe ich seither nie mehr gehört, es klingt mir noch heute im Ohr.

Oder draußen, am Munkedamsveien, hoch über dem Hafen, in seinem schönen Heim, wenn er mit Freunden das „Fest des Lebens“ feierte - das Fest eines Lebens, das mehrfach bis an die Grenze der Existenz gefährdet gewesen war und dadurch Dimensionen gewonnen hatte, die wir nur ahnen können. Oft hielten wir ihn für einen verblasenen Idealisten - doch wenn er das war, so besaß er eine schlafwandlerische Sicherheit, die ihn nie abstürzen ließ bei der gefährlichen Wanderung über Abgründe.

Was mir anfangs am schwersten fiel, war die Tatsache, daß er seine Sprache „nicht verloren“ hatte. Für mein Empfinden verwendete er allzu oft Begriffe, die uns Jüngeren fragwürdig, ja sogar verdächtig geworden waren. Worte wie „Anstand, Ehre, Treue, Vaterland, Heimat“ schienen ihm nur zu leicht über die Lippen zu kommen, ja ihn sogar tief zu berühren. Wenn er von „Demut erfüllt“ war, daß es ihm „vergönnt“ sei, dies zu „erleben“ - dann war ich - wie so viele meiner Generation - allergisch gegenüber dieser Sprache, die mir für alle Zeiten pervertiert schien. Es dauerte lange, bis ich begriff, daß er die Sprache seiner Jugend „mitgenommen“ hatte durch alle Schrecken der Zeit, daß er mit ihr, durch sie, in ihr lebte. In seinem letzten Brief berichtete er, Siegfried Lenz schreibe einen Roman über Heimat (das spätere ‚Heimatmuseum‘), und „ich habe ihm erzählt, was ich unter Heimat verstehe, nämlich das Positive“.

Das hatte nichts zu tun mit dem „positive thinking“ von heute. Es war viel mehr. Als wir 1967 in der unvergleichlich schönen alten Aula der Osloer Universität unter den leuchtenden Fresken des Lebensfrieses von Edvard Munch Taus 70. Geburtstag feierten (jener Festsaal eines ganzen Volkes, in dem auch heute noch der

Friedens-Nobelpreis verliehen wird), bezeugten ihm Hunderte von Menschen stehend ihre Dankbarkeit für sein Lebenswerk. Und er stand fassungslos, überwältigt droben am Rednerpult, während die Wogen der Begeisterung über ihm zusammenzuschlagen drohten. Dann kamen erste, der inneren Bewegung mühsam abgerungene Worte des Dankes: Er müsse zurückdenken an jene Zeit, als er 1939 einmal hier unter der wunderbaren Sonne Munchs gesessen sei und nur einen einzigen Wunsch gehabt habe: sie noch einmal sehen zu dürfen, wenn wieder Frieden geworden sei. „Aber keine Sonne hat mich mehr gewärmt, als das Verständnis, dem ich begegnete, und die Freundschaft, die mir heute Abend entgegenströmte. Wir leben in einer Zeit ohne Vorbilder. Wir wissen, welche Gefahren uns drohen, aber ich bin sicher, daß wir die Gefahr abwenden können, wenn wir nur zueinander finden. Wir müssen gemeinsam versuchen, die Atmosphäre des Mißtrauens zu verändern, die heute die Welt beherrscht. Wir müssen alle Vorurteile überwinden und wissen, daß ohne Liebe kein Leben ist. Die schöpferische Kraft der Liebe aber führt uns zur wahren Versöhnung im Leben. Das ist mein Bekenntnis, meine Hoffnung, mein Glauben.“



„Glaube an den Menschen“ (deutsch 1948, F. A. Herbig) - das war sein erstes Buch - eine Art autobiographischer Roman. „Und über uns ist der Himmel“ (deutsch 1955, Hoffmann und Campe) - das zweite. Auch darin ist die Hauptperson ein Spiegelbild Taus. Beide Romane erschienen zuerst in norwegischer Übersetzung in seiner neuen Heimat. Später folgten seine drei Erinnerungsbücher - wiederum zuerst in Norwegen und dann in Deutschland: „Das Land, das ich verlassen mußte“ (1961, Hoffmann und Campe), „Ein Flüchtling findet sein Land“ (1964, ebd.) und „Auf dem Wege der Versöhnung“ (1968, ebd.). Alle drei sind bewegende, heute wie so vieles von damals, fast vergessene Zeitzeugnisse aus dem Berlin der faszinierenden 20er und der erschreckenden 30er Jahre bis zur beinahe zu spät erst möglich gewordenen Auswanderung nach Norwegen, dann aus der Zeit von Verfolgung, Flucht und zweiter Emigration nach Schweden bis zum Ende des Krieges und schließlich aus den Jahren des mühsamen Brückenbaus, des Versuchs, Menschen und Völker mit sich und untereinander zu versöhnen und der erneuten Arbeit für seine geliebten Dichter.



Der 1996 verstorbene Wolfgang Koeppen war einer dieser Dichter, die Max Tau buchstäblich entdeckte, herausbrachte und dann sein Leben lang begleitete, unterstützte, ermunterte und denen er - wenn nötig auch materiell - half. Im Berlin der 20er Jahre begegnete ihm ein schüchterner, junger Mann, in dem Tau die Begabung erkannte. Der Schüchterne versprach, „demnächst“ einmal ca. 20 Seiten als Probe vorbeizubringen. Zwei Jahre lang tat sich nichts. Schließlich überredete Max Tau den jungen Mann, in der Wohnung eines befreundeten Arztes in „Klausur“ zu gehen und diese erst mit einem fertigen Manuskript zu verlassen. Einige Zeit später konnte der Bruno Cassirer Verlag, in dem Tau lange Jahre als Lektor tätig war, einen neuen deutschen Autor vorstellen: Wolfgang Koeppens „Die unglückliche Liebe“ erschien. Sie blieben einander in Freundschaft verbunden bis zu Taus Tod.

Alle Höhen und die vielen Tiefen in Koeppens Leben hat er mit ihm durchschritten, ist ihm immer nah geblieben. Wenn Koeppen zutiefst deprimiert schreibt (am 6. Februar 1969): „... alles bricht um mich zusammen, löst sich auf, schmilzt, ich bin schon eigentlich

allein auf einer Eisscholle, die abgetrieben ist. Ich weiß nicht mal, ob Signale, sendete ich sie aus, noch jemanden erreichen ...“, so antwortet Max Tau postwendend (am 10. Februar): „Du irrst, Du irrst, wenn Du glaubst, daß Deine Signale nicht ankommen. Wir alle warten auf alles, was Du schreibst.“ Er wolle ihn gerne in einer Anthologie den Norwegern vorstellen. Er solle ihm eine charakteristische Arbeit schicken. „Es wäre mir doch eine Freude, Dich hier einzuführen. Aber glaube nur nicht, daß ich Dich nicht verstehe. Es ist schwer, in dieser Welt zu leben, auch für mich. Aber denke nur daran, wie viele Deiner Freunde auf Dich warten und wie glücklich sie sind, daß Du gestalten kannst ...“

1971 lädt Tau Koeppen zu einer Lesung nach Norwegen ein. Erneut (zum ersten Mal schon 1968) sagt Koeppen ab: „... Meine Lage ist zu schwierig, zu angespannt, zu labil, zu gereizt, zu krank, ich bin zu arm, ich bin zu vielen verschuldet, allzu vielen verpflichtet ... Ich muß bis Ende März ein Buch schaffen. Ich habe für meinen Hauswirt keine Miete mehr, ich habe dann nichts mehr zu leben, ich kann mich der Gläubiger nicht erwehren. Ich bin wie ein Mann in einem lecken Boot, der in Stunden den Hafen erreichen muß. Du kannst nicht mit mir rechnen, weil ich nie rechnen konnte ...“ Tau antwortet ihm: „Dein Brief hat mich sehr traurig gemacht, denn Du weißt ja, wie gut ich es mit Dir meine. Ich werde Dich immer verstehen, und ich will hoffen, wenn ein neuer Frühling nicht nur für uns, sondern auch für Dich kommt, daß Du dann mit Marion kommst. Den Aufenthalt für sie werde ich mit Freude bezahlen.“ Er habe seinen Verlag gebeten, Koeppen aus seinem Honorar dreihundert Mark zu schicken. „Danke mir nicht dafür, denn das ist das Wenigste, womit ich Dir zeigen kann, wie sehr ich an Dein Werk glaube und Dich liebe ... Alle guten Wünsche des Herzens. Ich werde immer mit Dir rechnen, weil ich auch nicht rechnen kann ...“



1951 veröffentlichte Max Tau eine eingehende Rezension der „Griechischen Passion“ von Nikos Kazantzakis. Am 7. August schrieb Kazantzakis an Tau: „Lieber Meister, Dr. Max Tau, viele Jahre hat meine Seele geschrien, aber der Ruf erreichte kein Ohr. Mir war, als irrte ich umher, als rief ich in der Wüste. Sie können sicher mein Gefühl begreifen, als ich plötzlich Ihre Würdigung der ‚Griechischen Passion‘ zu lesen bekam, die ein so tiefes Verstehen der physischen und der metaphysischen Probleme zeigt, die mein Leben und mein Werk leiten. Ich danke Ihnen, ich fühle mich nicht mehr allein. Es ist bitter zu denken, daß man erst alt werden muß, um eine brüderliche Stimme aus der Ferne zu hören: doch ich beklage mich nicht: ich hätte ja sterben können, ohne diese bittere Freude gekostet zu haben.“

In meinem Vaterland lobt man gewöhnlich den Reichtum meiner Sprache, die Vehemenz meines Stils - die Form. Aber die Probleme, die in mir brennen, interessieren nicht; ach, meine Landsleute! Sie versenken sich in ihre kleine Politik ... sie sind überhaupt erdrückt von den harten, materiellen Sorgen des täglichen Lebens. Sehen Sie, daher habe ich mich übersetzen lassen, um zu versuchen, dieses lastende Schweigen zu brechen; glücklicherweise waren Sie da, irgendwo im äußersten Norden, und Sie haben mir ein Zeichen gegeben. Ich danke Ihnen sehr. Und ich schreibe Ihnen diese wenigen Zeilen, um Ihnen das zu sagen, lieber Meister, Dr. Max Tau.“ Das war der Beginn einer ganz besonderen, einzigartigen Beziehung zwischen beiden, einer Bruderschaft (wie sie sie nannten), der nur wenige Jahre vergönnt waren. Denn schon damals kämpfte Kazantzakis gegen die Leukämie, der er wenig mehr als sechs Jahre später erliegen sollte.

Am 29. August antwortet Max Tau dem Rufer in der Wüste: „Mein verehrter, lieber Niko Kazantsakis! Ihr Brief hat mich tief erschüttert. Ich schreibe in der Sprache Goethes, um meine Gefühle ausdrücken zu können.

Sie haben durch Ihr Werk meinem Leben eine neue Aufgabe gegeben; ich werde nicht ruhen, bis ich diese Aufgabe erfüllt habe. Sie haben trotz des moralischen Verfalls, trotz der Barbarei, dem Menschen von neuem den Sinn des Lebens offenbart, und ich werde mit allen Kräften dafür sorgen, daß Ihre Stimme überall gehört werden wird.

Jahrelang habe ich nach einem positiven Dichter Ausschau gehalten, und ich mußte warten, bis ich das Glück hatte, Ihre Stimme zu vernehmen.

Aber mein verehrter, lieber Niko Kazantsakis - Sie sind nicht mehr allein. Vor einigen Tagen hatte ich Besuch von meinem Freunde, dem holländischen Dichter A. Den Doolard. Er las in unserem Landhaus die Korrektur der ‚Griechischen Passion‘ in deutscher Sprache, und seine Begeisterung vereinte sich mit meiner Hingabe. In all diesen Tagen und Stunden waren Sie uns so nahe wie der nächste Mensch. Als Doolard aus Holland flüchten mußte, nahm er ein paar Bände Balzacs und seine Frau die Partitur der Matthäuspassion mit, die Matthäuspassion war für sie das Höchste und Unverlierbare. Frau Den Doolard hat auch das entscheidende Wort für Ihr Meisterwerk gefunden, sie sagt, die ‚Griechische Passion‘ ist die Matthäuspassion in Worten ...

Aber ich möchte nicht mit Worten danken, ich möchte nicht nur mit der Demut meines Gefühls Sie erreichen. Wir, Doolards und ich, möchten handeln. Doolard hat die besten Beziehungen zum Buchklub in Amerika, und er hat einen großen Einfluß auf seinen Verleger Simon & Schuster. In Holland kann er Ihr Buch sofort mit einem großen Vorschuß in dem Verlag unterbringen, wo seine Bücher erscheinen.

Aber wie steht es mit den Optionen? Können Sie uns die Rechte überlassen, daß wir etwas tun können, oder wann laufen eventuell die Optionen bei den Agenten ab?

Es ist erfreulich, daß in einer Welt der Masse es als einzelner immer wieder von neuem möglich ist, doch das durchzusetzen, was uns mit Glauben erfüllt hat. Sie haben, verehrter lieber Niko Kazantsakis, mein Leben reicher gemacht. Aber meinen Dank kann ich nur durch die Tat beweisen. Von Herzen grüße ich Sie, und ich grüße Sie auch von einer Reihe von norwegischen Kritikern, einer jungen Generation, die zu würdigen vermag, was Ihre Seele gesungen hat.

Nun habe ich nur einen Wunsch: Ich möchte Sie so gerne einmal sehen, ich möchte Ihnen dankbar die Hand reichen.

Von Herzen Dank Ihnen in aufrichtiger Verehrung

Ihr Max Tau“

Das ist der ganze Max Tau: Enthusiastisch begeistert von einer großen Dichtung, die ihm der Zufall (nein: das Schicksal) in die Hand gespielt hat, will er durch die Tat beweisen, wie sehr seine Seele erfüllt ist, und ergreift sogleich notwendige praktische Schritte. Eine langjährige Freundin in der Redaktion der ‚Welt‘ erreicht gegen große Widerstände, daß Kazantsakis‘ Roman in der Zeitung erscheint - und Furore macht. Tau findet einen deutschen Verleger, besorgt selbst die norwegische Ausgabe und bereitet - über einen Freund aus der Stockholmer Zeit - die schwedische vor. Im Herbst erhält er von Kazantsakis das Manuskript von ‚Freiheit oder Tod‘, das er sofort auch nach Schweden weiter zu vermitteln versucht.

Am 26. Oktober schreibt er an Kazantsakis: „... Die Hauptsache ist, daß Sie schaffen, daß Sie in Ruhe arbeiten können, um uns noch die Geschenke zu geben, die uns reicher machen. Der Ruhm

aller Dichter, die ich das Glück hatte zu entdecken, ging immer von Deutschland aus, und nach der deutschen Ausgabe der ‚Griechischen Passion‘ werden alle Agenten der Welt mit Anfragen kommen. Daher bin ich, wenn es Sie entlastet, gerne bereit, alle Agentenbriefe, die an Sie gerichtet sind, direkt von hier aus zu beantworten. Mein Wunsch ist, daß Sie in Ruhe arbeiten sollen, und ich möchte Ihnen nur Freude bringen ...“

Die ‚Griechische Passion‘ wird in Norwegen ein durchschlagender Erfolg. So kann Tau schon am 17. Januar 1952 Kazantsakis berichten:

„Verehrter Freund und Meister!

Nun ist das geschehen, was ich die Krönung meiner bisherigen Arbeit nenne! Eigentlich wollte ich an Sie telegrafieren, aber das durfte ich nicht, denn was ich erzähle, ist noch Geheimnis. Die norwegischen Dichter haben Sie zum Nobelpreis für das Jahr 1952 vorgeschlagen. Wir werden alle so arbeiten, daß Sie nicht enttäuscht werden ... Ich bin so glücklich, daß ich Sie umarme und daß ich so gerne die Freude mit Ihrer verehrten Gattin und Ihnen teilen möchte!

*Viele herzliche Grüße von Tove und
Ihrem getreuen Max Tau“*

Tief bewegt antwortet Kazantsakis postwendend am 20. Januar:

„Lieber Meister und Freund!

Was für ein Wunder! Sie haben alles geordnet, vorbereitet und in wunderbarer Weise Erfolg gehabt. Wie kann ich Worte finden, Ihnen zu danken? Welcher Schutzengel hat Sie in meine Einsamkeit geführt, und Sie haben mich an der Hand genommen und gesagt: „Folgen Sie mir; ich bin der Weg; haben Sie Vertrauen.“ Und ich folge Ihnen. Dieser Vorstoß der norwegischen Dichter - wird er großen Einfluß haben auf die alte schwedische Akademie? Man hat mir gesagt, daß auf diese Alten nur eines tiefen Eindruck machen würde: die Intervention eines früheren Preisträgers wie z. B. Thomas Mann. Aber wie kommt man an diese großen Manitous heran? Ihr Brief traf ein, als ich 40 Grad Fieber hatte. Seit zwei Monaten kämpfe ich voll Erbitterung. Ich versuche, mein neues Buch anzufangen und stoße auf enorme Schwierigkeiten. Meine erbitterte Seele formt meinen Körper, sie deformiert ihn und reformiert ihn, sie mißhandelt ihn, sie wirft ihn auf das Bett, in Fieberträumen und entkräftet. Das passiert mir ständig, immer wenn in mir der Krieg ausbricht zwischen dem Geist und der Materie, die ihm widersteht. Glücklicherweise ist Ihr Brief gekommen: ich bin sicher, er hat mir schon gut getan.

Ich danke Madame Tau von ganzem Herzen, daß sie an meinem Schicksal Anteil nimmt. Ihr Dabeisein könnte vielleicht eine magische Kraft freisetzen.

Wie stehen die Vorgespräche mit den amerikanischen Verlegern? Meine Geduld ist sehr ungeduldig.

Lieber Meister und Freund, danke!

N. Kazantsakis“

Kazantsakis hat den Nobelpreis nicht erhalten, die „Alten“ in Stockholm wollten es anders. - Immer intensiver wird der nicht mehr abreißende Briefwechsel zwischen den Freunden. Kommt einmal vierzehn Tage lang keine Post, machen sie sich Sorgen, was geschehen sein könnte. Sehr viel Raum in der Korrespondenz nimmt die verlegerische Arbeit ein. Tau hat praktisch eine Art Alleinvertretung weltweit übernommen. Und je weiter die Zeit und damit auch die Krankheit des Dichters fortschreitet, desto mehr übernimmt Eleni Kazantsakis den Schriftverkehr.

1954 kommt es zur ersten persönlichen Begegnung: Max Tau besucht Kazantsakis in Antibes. Bei seiner Rückkehr schreibt er aus Zürich (am 24.2.):

»Meine liebsten Menschen,
ergriffen und demütig bin ich in Zürich gelandet ... erfüllt von den Tagen des Himmels, wie ich sie nennen würde, von dem gegenseitigem Öffnen der Herzen ... - von der Melodie des brüderlichen Geistes ... Das Leben hat uns gesegnet, weil es uns zueinander geführt hat. In aufrichtiger Dankbarkeit möchte ich durch die Tat und mein Werk mich dieses Geschehens würdig erweisen ... Ich umarme Sie beide, denn Sie sind für mich eine einzige Einheit ... ich nehme das Paradies mit, und keine Schwermut kann es verblassen. Kein Schmerz ist imstande, es auszulöschen.«

Kazantsakis antwortet am 6. März:

„Mein sehr lieber Freund,
das ganze Haus ist immer noch voll von Ihrer Gegenwart; wie könnte man die paradiesischen Stunden vergessen, die wir miteinander verbrachten, Ihre Worte, Ihr Lachen, Ihr Lächeln, Ihre Güte? Ja, die Freundschaft ist ein geheiligtes Wunder, und ich habe selten in meinem Leben so tief die Liebe zu einem Menschen empfunden. Seien Sie gesegnet, lieber Magino, ich schulde Ihnen großes Glück; Sie haben mir den Mut gegeben, mit meiner schwierigen Aufgabe weiterzumachen; ich bin nicht mehr allein. Sie sind bei mir.
Pax et bonum! *N. Kazantsakis*“

Und seine Frau Eleni legt einen Bogen bei:

„Lieber guter Freund, Ihre Worte kommen wie ein Besuch, wie ein schönes Wiedersehen! Schade dass Sie so weit entfernt bleiben müssen. Sie oder wir? Der lieben Tove habe ich gleich geschrieben. Was kann ich aber schreiben? In einer Sprache wo jedes Wort fehlt mir? Sie müssen, alle beide, ahnen, was ich sagen möchte - Alles wird gut gehen, weil Sie da sind. Da und überall! Herzlichen Dank dafür ...“

In den verbleibenden zweieinhalb Jahren kommt es auch ab und an zu Mißverständnissen, ja sogar Vorwürfen, weil Tau in seinen Verhandlungen mit den Verlagen erprobte, eigene Wege gehen muß, die den beiden nicht immer verständlich sind. Der Grundton ihrer „Bruderschaft“ aber ist angeschlagen und ändert sich nicht mehr. Am 26. Oktober 1957 hat Kazantsakis seinen erbitterten Kampf gegen die Krankheit verloren. Max Tau schreibt an Elena:

„Ja, das war wohl das Schlimmste, was uns zustoßen konnte ... ich gelobe in dieser ernsten Stunde, alles für das Werk unseres geliebten Nikos weiter zu tun, ganz in seinem Geiste zu leben und zu wirken, denn Nikos kann ja nicht sterben. Er begleitet uns in jedem Gedanken, er inspiriert uns in jeder Tat ... Was Nikos für mich und Tove bedeutet hat, das vermag ich gar nicht auszudrücken. Er wird es immer weiter für uns bedeuten ...“

Max Taus großes Vorbild, der legendäre Verlagslektor Moritz Heimann in Berlin, hat einmal gesagt, der Lektor müsse der Freund der Dichter und der Gärtner der Literatur sein. Beides war Tau ein Leben lang in vorbildlicher Weise. Daß er darüber hinaus die Herzen der Menschen erreichen konnte, war seine besondere Gabe.

Ein Bericht über diesen gewiß einzigartigen Mann wäre aber unvollständig, wenn er nicht auch seine Frau einschloße. Ohne sie

wäre Tau wohl nicht zu dem Menschen geworden, an den wir uns in Dankbarkeit erinnern. Tove Filseth hatte schon vor dem Krieg in der Tschechoslowakei und in Polen, später dann in Norwegen als Mitarbeiterin der Nansenhilfe unzähligen Flüchtlingen geholfen und keine Mühe und Gefahr gescheut, wenn sie die notwendigen „Transporte“ über die Grenze vorbereitete. Dabei hatten sie einander kennen und lieben gelernt. In Schweden hatten sie sich wiedergesehen. Tau, oft in tiefer Melancholie (auch das, meinte er, sei Teil seines oberschlesischen Erbes), sorgte sich um die norwegischen Freunde, wenn wieder eine Hiobsbotschaft von „drüben“ eintraf. Ein norwegischer Intellektueller, dem er sein Leid klagte, ließ ihn abblitzen: „Was geht Sie das an, Sie sind ja doch Deutscher, auch wenn Sie Jude sind.“ In dieser schweren Zeit wurde Tove ihm zur unersetzlichen Gefährtin - sie heirateten.

Und Tove war es auch, die ihn nach dem Krieg bedingungslos unterstützte, als er sein schweres Werk der Versöhnung anging. Er begann damit, deutsche Schriftsteller und Dichter zu Vorträgen - meist vor den Osloer Studenten - einzuladen. Aus diesen ersten, vorsichtigen Anfängen entstand später die norwegisch-deutsche Vereinigung, eine Sammlung geistig führender Professoren, Literaten, Journalisten und vieler anderer, gutwilliger, zur Versöhnung bereiter Menschen. Vor diesem Forum fanden dann in den 60er und 70er Jahren regelmäßig Vorträge vieler deutscher Vertreter aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik statt - dem Werben Max Taus mochte sich keiner verschließen.

In unzähligen Vorträgen, Aufsätzen und Rundfunk-, Fernseh- und Zeitungsinterviews warb er selbst für seine Idee der Versöhnung. Dem sollte auch seine „Friedensbücherei“ dienen. Alle Schriftsteller, zu denen er Kontakt hatte, bat er um Beiträge zu diesem Vorhaben, Werke, die gleichzeitig in möglichst vielen Sprachen und Ländern erscheinen sollten. Bücher wie der ergreifende Roman ‚Die Sonne des Todes‘ von Pandelis Prevelakis verdanken der Friedensbücherei ihr Entstehen.

Versöhnung der Menschen und Frieden - das war Max Taus Ziel.

Am Ende seines Berichts bei Radio Bremen sagte er: „Die Menschen müssen lernen, ihr Heldentum im Frieden so zu beweisen, wie sie es so lange im Krieg, als Opfer überantworteten. Dazu bedarf es der Erneuerung. Es gibt aber keine Erneuerung, wenn wir uns nicht selbst verändern.“

Anmerkung: Die Übersetzung der (französisch) geschriebenen Briefe Kazantsakis' stammt vom Verfasser, die deutsch geführte Korrespondenz wurde im „Originalton“ wiedergegeben.

Einige kaum vollständige Hinweise zur Literatur über Max Tau in Deutschland und Norwegen: Max Tau, Kulturpreis der Stadt Dortmund, Nelly-Sachs-Preis, Heft 1 der Mitteilungen aus dem Literaturarchiv bei der Stadt- und Landesbibliothek. Dortmund 1965; Bernhard Dördelmann (Hg.): Freundesgabe für Max Tau. Gratulationen zu seinem 70. Geburtstag, Rothenburg o. d. Tauber, Hamburg 1967; Hans Däumling (Hg.): Max Tau, Ein mosaikk/Ein Mosaik. Deutsche Bibliothek/Goethe Institut. Oslo 1967; Lothar Stiehm: Max Tau, Bildner - Erwecker - Warner. Heidelberg 1968; Egon H. Raketten: Jeder Mensch kann das Seine tun. Hommage für Max Tau. München 1975; Ders. (Hg.): Der Freund der Freunde. Heidenheim 1977; Olaf Haas: Max Tau und sein Kreis. Zur Ideologieggeschichte ‚oberschlesischer‘ Literatur in der Weimarer Republik. Paderborn u.a. 1988; Hans Däumling (Hg.): Das Leben lieben. Max Tau in Briefen und Dokumenten 1945-1976, aus dem Nachlaß hgg. Würzburg 1988; Hallvard Rieber-Mohn: Max Tau - en skjebne i tiden. Oslo 1976; Livets skole. En Max Tau-bok. Zusammengestellt und eingeleitet von Hallvard Rieber-Mohn. Oslo 1977; Europa - arv og appell. Festskrift til Max Tau på 70-årsdagen, 19. Januar 1967. Oslo 1967.

Kostbare Exponate aus Polen und Tschechien in Ratingen

Handschriften, Skulpturen, Textilien, Vasa sacra und weitere wertvolle Objekte aus dem Ausland auszuleihen, ist eine bürokratische und logistische Herausforderung – Ausstellungsarbeit aus der Sicht der „Macher“.

Kasel aus dem Nelkenornat des Grüssauer Abtes Bernhard Rosa.
Foto: Oberschlesisches Landesmuseum.



Für die große Sonderausstellung „Herrenlos! Schlesische Klöster zwischen Aufhebung und neuer Berufung“ gelang es dem Oberschlesischen Landesmuseum, einige Prunkstücke aus schlesischen Klöstern zusammenzutragen. Eine mittelalterliche Handschrift über das Leben der hl. Hedwig aus der Universitätsbibliothek Breslau, eine Kasel aus dem Nelkenornat des Grüssauer Abtes Bernhard Rosa, eine Holzskulptur der hl. Anna Selbdritt aus dem 14. Jahrhundert vom Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Kattowitz, der Meßkelch des Raudener Abtes von 1622 oder Gemälde der in Neisse und Breslau tätigen Kreuzherren mit dem Roten Stern aus heutigem Prager Kirchenbesitz sind nur einige der äußerst kostbaren Exponate, die vom 16. Mai bis zum 5. September in Ratingen zu sehen sind.

Ausgeliehen wurden die Stücke zum ersten Mal nach Deutschland, was eine Herausforderung in Kooperation und Logistik war. In vielen Ländern bedarf die Ausfuhr von Gegenständen mit kunsthistorischer Bedeutung detaillierter Genehmigungen durch hochrangige staatliche Ämter. Diese sind jeweils einzeln einzuholen. Nun bieten sich Objekte aus

über einem Dutzend von Organisationen dem Besucher. Zahlreiche bewährte Partner aus den wichtigsten Einrichtungen der schlesischen Kulturszene sind beteiligt: die Schlesischen Museen in Görlitz und Troppau, die Universitätsbibliothek Breslau, das Erzdiozesanmuseum Kattowitz, die Regionalmuseen in Jauer und Loslau, Klöster in Breslau, Düsseldorf, Dorsten, Rauden und Trebnitz, die Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg), Haus Schlesien mit dem Museum für schlesische Landeskunde (Königswinter), das Herder-Institut (Marburg), die Martin-Opitz-Bibliothek (Herne), die Breslauer Sammlung (Köln), die Stiftung Gerhart Hauptmann-Haus (Düsseldorf), die Apostolische Visitatur Breslau und Branitz (Münster) usw. Viel Geduld und diplomatischen Verhandlungen ist es zu verdanken, daß dieses ambitionierte Vorhaben in solch großer und beeindruckender Fülle gelang. Der sichere und zeitgerechte Transport der Exponate war eine weitere Herausforderung. Für die Gemälde, Ornate und Monstranzen wurden eigens Transportbehältnisse angefertigt. Auch ein Bozzetto, das plastisches Modell des Hauptaltars der Troppauer Jesuitenkirche aus dem Schlesischen Museum in Troppau, sorgte seiner Größe wegen für einige Aufregung. Die maßgeschneiderte Kiste paßte exakt in den museumseigenen Transporter. Etwa 6.000 Transportkilometer wurden für die Zufuhr der Schätze geleistet, die zeitgerecht in den Vitrinen landeten und nun den Blick der Besucher auf sich ziehen. Für die Kuratoren geht ein spannendes und anspruchsvolles Unternehmen zu Ende.

Zusammen mit zahlreichen Vergleichsexponaten aus deutschen Museen und Klöstern ergibt sich nun in der Ausstellung ein stimmiges Bild. Dem Besucher erscheint die bewegte und vielseitige Geschichte der schlesischen Klosterlandschaft neu, einzigartig und näher.

Melanie Mehring

„Schlesi“ – eine Gurke als Maskottchen

Auf Infotafeln erklärt Maskottchen Schlesi den jungen Besuchern kindgerecht verschiedene Stationen im Museum.

Das Oberschlesische Landesmuseum hat sein Team erweitert: Von nun an wird Maskottchen Schlesi die Kinder in unserem Museum begleiten. Schlesi ist unsere sympathische schlesische Gurke. Auf der Internetseite www.schlesi.oslm.de können sich Kinder und Schulklassen über die neuesten Projekte informieren, eigene Bilder aus dem Museum hochladen sowie Malvorlagen finden. Zusätzlich gibt es in der Daueraus-



stellung seit kurzem einen „Gurkenpfad“. Er soll den Kindern ermöglichen, sich alleine in der Ausstellung zurecht zu finden und einfache Informationen zu ausgewählten Gegenständen und Themenbereichen zu bekommen. Auf Infotafeln erklärt Maskottchen Schlesi den jungen Besuchern kindgerecht verschiedene Stationen im Museum. Weitere Projekte rund um Schlesi sind derzeit in Arbeit.

„Schlesi – die Museumsgurke“ erklärt kindgerecht.
Foto: Oberschlesisches Landesmuseum.

„Panoramen schlesischer Städte“

Die wissenschaftliche Universalbibliothek „Emanuel Smolka“ hat in der Hauptstadt der Woiwodschaft Oppeln die Funktion einer Landesbibliothek und besitzt daher eine große Sammlung mit wertvollen Altdrucken.

Ansichten aus dieser Sammlung kommen nun nach Deutschland zu Partnereinrichtungen: zunächst in das Landesbibliothekszentrum Rheinland-Pfalz in Koblenz (bis 30.6.2010) und anschließend ins Oberschlesische Landesmuseum (11.7.-5.9.2010).

Für die Ausstellung sind Städtepanoramen aus dem 15. bis zum 19. Jahrhundert ausgewählt worden. Sie zeigen schlesische Städte als Spiegelbild architektonischer und struktureller Vielfalt. Mit der Entwicklung der Grafikkunst Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Stadt als eigenständiges Darstellungsthema entdeckt, Reisen erforderten exakte geografische Beschreibungen der Städte und Länder, die durch Karten und Ansichten illustriert wurden. Die ältesten Ansichten schlesischer Städte erschienen in der Weltchronik von Hartmann Schedel aus dem Jahr 1493, die sich auf Städte beschränkte, die ökonomisch oder religiös-historisch von Bedeutung waren. Zu sehen ist ein Farbholzschnitt mit der Ansicht der Stadt Neisse. Aus dieser frühen Zeit werden in der Ausstellung weitere Schätze präsentiert, z. B. die Panoramen von Neisse und Liegnitz aus dem sechsbändigen Werk von Braun/Hogenberg „Civitates Orbis Terrarum“ (1572-1617) sowie ein Kupferstich von Georg Hayer mit der Ansicht von Breslau aus dem Werk „Breslographia“.

1650 kam die „Typographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae“ von Matthäus Merian (1593-1650) heraus. Aus diesem bedeutenden Werk werden Panoramaansichten und Perspektivpläne präsentiert. Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der regionalen Werke zu. Damals expandierten die Städte als Folge der Industrialisierung. In der Druckgraphik dominieren Ansichten im Stil der Romantik, wobei die Künstler ein idealisiertes Abbild von Industrie und Stadtlandschaft schufen. Die negativen Auswirkungen der fortschreitenden Industrialisierung wurden erst

später wahrgenommen. Zu den wichtigsten Landschafts- und Architekturzeichnern Schlesiens Ende des 19. Jahrhunderts zählt der schlesische Maler und Zeichner Theodor Blätterbauer (1823-1906). Er schuf Hunderte von Zeichnungen und Aquarellen mit zumeist romantisch empfundenen Ansichten schlesischer Städte und Landschaften. Seine Stahlstiche, Lithographien und Holzschnitte mit dokumentarischem Wert dienten als Illustrationen für bedeutsame Bildwerke wie Alexander Duncckers groß angelegte Edition zu den ländlichen Wohnsitzen der preußischen Aristokratie oder Franz Schrollers dreibändige Ausgabe über Schlesien. In den Beständen der Öffentlichen Woiwodschaftsbibliothek befinden sich viele Grafiken Blätterbauers, in der Ausstellung werden ausgewählte Arbeiten des Künstlers vorgestellt.

Die historische Entwicklung der schlesischen Städte läßt sich anhand der ausgestellten Ansichten gut verfolgen. Deutlich werden auch die Parallelen, die die Städte in ihrer Entwicklung untereinander aufweisen.

Ansicht von Oppeln um 1740. Altkolorierter Kupferstich nach Friedrich Bernhard Werner. Foto: Oberschlesisches Landesmuseum.



Hoher Besuch im Oberschlesischen Landesmuseum

Das Oberschlesische Landesmuseum ist ein regionalspezifisches Museum mit breitem Themenspektrum von überregionaler Bedeutung. Aspekte der Völkerverständigung mit Polen und Tschechen stehen im Vordergrund der Arbeit.

Als zentrales Museum der Oberschlesier in Deutschland werden seine Aufgaben weitgehend durch das Bundesvertriebenengesetz von 1953 bestimmt. Im Vordergrund stehen die Sammlung, Bewahrung, Auswertung und Präsentation des dinglichen Kulturguts Oberschlesiens. Als wichtiger Partner der Landesregierung von NRW beleben Trägerstiftung und Museum die Zusammenarbeit mit der Partnerregion Oberschlesien. Das alles macht einen Museumsbesuch für Politiker, Kulturschaffende und Persönlichkeiten aus dem kirchlichen Bereich besonders reizvoll. So kam bereits des Öfteren „hoher Besuch“ nach Hösel, und seit März dieses Jahres gab man sich dort sprichwörtlich „die Klinke in die Hand“.

Den Auftakt machte der Abt des Zisterziensstiftes Hei-

ligenkreuz bei Wien, Gregor Henckel-Donnersmarck, mit einem Besuch am 23. März. In einem großen Rundgang erhielt er einen Eindruck von der Tätigkeit des Museums, zeigte sich sichtlich beeindruckt von den vielfältigen Themen der Sonderausstellungen und lobte das kulturelle Engagement der Einrichtung. Mehrfach wurde er mit seiner eigenen Familiengeschichte und seinen ober-schlesischen Wurzeln konfrontiert. Museumsdirektor Dr. Stephan Kaiser verwies besonders auf die für das kommende Jahr geplante Ausstellung zum Adel in Schlesien. Oberschlesische Aristokratendynastien wie die Familie Henckel von Donnersmarck werden dabei natürlich ins Blickfeld geraten.

Am 14. April kam der Vorsitzende der CDU/CSU-



Kulturstaatsminister Neumann besucht das Oberschlesische Landesmuseum. V. l. n. r.: Bundestagsabgeordneter Peter Beyer (CDU), Heinz Stronczyk, Referatsleiter Dr. Thomas Lindner (verdeckt), Kulturstaatsminister Bernd Neumann, Dirk Tratzig, Kulturdezernent der Stadt Ratingen, Klaus Plaszczyk, Ministerialrat Johannes Lierenfeld aus der NRW-Staatskanzlei sowie Stiftungsdirektor und Museumsleiter Dr. Stephan Kaiser. Foto: Oberschlesisches Landesmuseum.

Fraktion im Deutschen Bundestag, Volker Kauder, zum Wahlkampfauftritt der CDU im Landtagswahlkampf Nordrhein-Westfalens in das Haus Oberschlesien. Bevor Volker Kauder als Hauptredner der lokalen CDU sprach, führte ihn Direktor Dr. Kaiser durch das Museum. Vorstandsmitglied Klaus Plaszczyk zeigte sich ebenfalls erfreut, dem Spitzenpolitiker die eindrucksvolle Anlage vorstellen und auf die lebendigen Kontakte zu den polnischen und tschechischen Nachbarn hinweisen zu können. Volker Kauder ist aufgeschlossen für diese Arbeit, sind Flucht und Vertreibung doch Teil seiner Identität. Schon beim ersten Gespräch bekannte Kauder: „Ich bin ein Vertriebener. Ich habe keinen Migrationshintergrund. Das ist ein großer Unterschied“. Als Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg waren Kauders Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien vertrieben worden. Zum Abschluß des Museumsbesuches trug sich der Politiker ins Gästebuch des Oberschlesischen Landesmuseums ein.

Am 28. April 2010 besuchte der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU), das Oberschlesische Landesmuseum und die Stiftung Haus Oberschlesien. Mit diesem Besuch verschaffte sich der Minister

einen persönlichen Eindruck von den Aufgaben und der Arbeit in Ratingen. Der BKM ist seit vielen Jahren ein wichtiger Partner für das vom Sitzland Nordrhein-Westfalen getragene Museum. Der moderne Museumsbau war aus Bundesmitteln errichtet worden, dann übernahm das Sitzland Nordrhein-Westfalen wieder die gesamte Förderung. In Ratingen traf der Minister auf eine moderne, innovative und aktive Einrichtung, die kreativ den gesetzlichen Rahmen kultureller Förderung ausfüllt.

Der Minister wurde von seinem Referatsleiter für die Museumsbelange aus der Bonner Dienststelle des BKM, Dr. Thomas Lindner, begleitet. Dieser hatte mit seiner Kollegin Sabine Deres bereits zwei Wochen zuvor das Höseler Museum besucht, um über Fördermöglichkeiten des Bundes zu sprechen und gleichzeitig den Besuch von Staatsminister Neumann vorzubereiten. An dem Rundgang nahmen weiterhin der Bundestagsabgeordnete Peter Beyer (CDU), Ministerialrat Johannes Lierenfeld aus der NRW-Staatskanzlei und Dirk Tratzig als Kulturdezernent der Stadt Ratingen teil. Klaus Plaszczyk und Heinz Stronczyk vom Vorstand der Trägerstiftung begrüßten den Gast. Stiftungsdirektor und Museumsleiter Dr. Stephan Kaiser führte wieder die Gäste durch das Museum.

Der Erfahrungsaustausch ging vom schicksalhaften Erlebnis von Flucht und Vertreibung aus und richtete sich auf zukunftsgerichtete Lösungsansätze. Für den Minister wurde in dem Besuch deutlich, welche große internationale Handlungsbreite sich mit und in Oberschlesien aufbaut. Dem Land Nordrhein-Westfalen dankte er, daß es diese Arbeit durch finanzielles Engagement ermöglicht. Mit Projektförderungen des Bundes sollen einzelne Vorhaben nach Möglichkeit ebenfalls weiterhin unterstützt werden. Nach dem Rundgang trug Bernd Neumann sich ins Gästebuch ein.

Susanne Peters-Schildgen

Oberschlesisches Landesmuseum

Bahnhofstraße 62, 40883 Ratingen
Tel.: 02102/96 50, www.oslm.de
Öffnungszeiten: Di- So 11-17 Uhr

SCHLESISCHE GESCHICHTSNOTIZ Nr. 58-2010 MITTEILUNGEN DES VEREINS FÜR GESCHICHTE SCHLESIENS E.V.

Kurze und heimatkundliche Beiträge

Die Rubrik „Schlesische Geschichtsnotiz“ ersetzt die bisherige Rubrik „Schlesische Geschichtsblätter“, die jetzt als Zeitschrift für Regionalgeschichte Schlesiens wieder erscheinen werden.

In 57 Folgen seit 1992 haben wir in unserer Rubrik „Schlesisches Geschichtsblatt“ in dieser Zeitschrift Informationen und Mitteilungen zur Geschichte Schlesiens und unseres Vereins gebracht, nun benennen wir diese Rubrik um in „Schlesische Geschichtsnotiz“. Grund dafür ist das Wiedererscheinen der alten „Schlesischen Geschichtsblätter“ als 'Zeitschrift für Regionalgeschichte Schlesiens', so der neue Untertitel. Bereits von 1908 bis 1943 gab der Verein für Geschichte Schlesiens als Publikationsorgan für kürzere Mitteilungen die „Schlesischen Geschichtsblätter“ heraus. Diese Tradition setzen wir nun

mit dem 37. Jahrgang 2010 fort. Es sollen bis zu drei Hefte im Jahr im Umfang von jeweils etwa 32 Seiten erscheinen. Der Bezug ist für die Mitglieder im Jahresbeitrag erhalten, Nichtmitglieder können Einzelhefte unter www.vfgs.eu bestellen.

Die neuen „Schlesischen Geschichtsblätter“ wurden von dem Berliner Buchkünstler Stefan Guzy gestaltet, die Schriftleitung liegt in den Händen unseres Zweiten Vorsitzenden Dr. Andreas Klose. Veröffentlicht werden sollen vor allem kürzere und eher heimatkundliche Beiträge, wozu insbesondere unsere Vereinsmitglieder eingeladen

sind. Das erste Heft hat folgenden Inhalt: Gundolf Keil: Zum Geleit (S. 1); Andreas Klose: Das Schlesiertal - vom Bergbau zum Tourismus (S. 2-11); Johannes Preisner: Oberglogauer Mariensäule 340 Jahre alt (S. 11f.); Andreas M. Smarzyk: Das Geschlecht Lassota von Steblau im Oberglogauer Land und dessen politische Wirkung in Oberschlesien und auf der internationalen Bühne (S. 13-19); Stefan Guzy: Bestandsübersicht der Akten-

überlieferung schlesischer Amtsgerichte bis 1914. Ein Beitrag zur Verzeichnung personengeschichtlicher Quellen Schlesiens (S. 20-30); Andreas Klose: Internetseite des Vereins für Geschichte Schlesiens (S. 30f.); Mitgliederbewegungen (S. 31f.). - Der Vorstand bittet um eine freundliche Aufnahme der neuen, alten „Schlesischen Geschichtsblätter“.

Ulrich Schmiewski

SCHLESISCHER BÜCHERWURM

Neuheiten aus der Kultur und Geschichte Schlesiens

Die folgende Titel haben wir für Sie näher angeschaut. Ältere Titel werden nur kurz vorgestellt. Die angezeigten Bücher können in der Regel über jede Buchhandlung bezogen werden, nicht jedoch über die Stiftung Kulturwerk Schlesien.

Cosmus Flam: Ein Land entsteigt der Dämmerung. Roman. Bergstadtverlag W.G.Korn, Würzburg 2010, 372 S., 19,90 Euro. ISBN 978-3-87057-077-4.

Der 1938 erstmals erschienene Roman wird in dritter Auflage vorgelegt. In ihm wird einer der entscheidenden Abschnitte der Geschichte Schlesiens lebendig, nämlich die Zeit der deutschen Besiedlung des Oderlandes, seine Bewährung in der Zeit des Mongoleneinfalls und die Fortsetzung der Siedeltätigkeit. Die Ereignisse werden, so die Badischen Neuesten Nachrichten, mit überzeugender Sachlichkeit dargestellt.

Ernst Hornig: Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt. Bergstadtverlag W.G.Korn, Würzburg 2010, 288 S., 14,90 Euro. ISBN 978-3-87057-063-7.

Erstmals 1975 erschienen, wird dieses Buch des Bischofs der Schlesiens Kirche nun in dritter Auflage vorgelegt. Die Kämpfe in der Festung Breslau hat er selbst miterlebt und in Detailarbeit zusammengetragen, was den eigenen Augen entgangen war. Gerade hierin liegt die besondere Qualität dieses in seiner nüchternen Sachlichkeit beeindruckenden Berichts.

Margot Wesner: Sehnsucht nach Vanille. Szenen einer Kindheit. Triga Verlag, Gründau-Rothenbergen 2009, 177 S., 11,00 Euro. ISBN 978-3-89774-705-0.

Die gebürtige Glogauerin wählt die sechsjährige Lena als Protagonistin ihrer autobiographischen Erzählung. Die erste Lebensjahre verbringt das Mädchen in Glogau, dem Zweiten Weltkrieg, dem „Tier, das Häuser und Menschen frißt“, folgen die Flucht der Familie in den Westen mit dem Verlust des „Zuhausehauses“, die Rückkehr des „Mannes“, der Vater heißt“ und „den Krieg besiegen mußte“, und schließlich das Einleben in Frankfurt am Main. Die feinfühlig Lena entwickelt ganz eigene Lebensbilder, teilt etwa ihre Mitmenschen in helle und dunkle Menschen ein. Der Reiz des Buches liegt in der durchgehaltenen Kindperspektive mit eigenen Wortschöpfungen.

Erika Schneider: In Schlesien geboren, in Schlesien gelebt, aus Schlesien vertrieben. Erinnerungen. Amicus-Verlag, Förzitz 2004, 140 S., 53 Abb., 1 Kte., 12,90 Euro. ISBN 978-3-935660-42-6.

Die Erinnerungen der Autorin setzen 1943 ein, als die damals 19jährige in Frohna, Kr. Brieg, aufwuchs. Der Krieg macht sich mit Einschränkun-

gen, Verboten, Arbeitsdienst in Bad Altheide und dem Soldatentod des Verlobten bemerkbar, schließlich mit der Flucht nach Südtüringen. Der zweite Teil des Buches ist die Schilderung einer Schlesienreise aus den siebziger Jahren, als DDR-Bürger die Volksrepublik Polen besuchen durften. Abgerundet wird das Buch mit dem Lebensbericht des damaligen Pflichtjahrmädchens nach deren Brief von 1996.

Roman Wytyczak: Śląsk na mapach z lat 1800-1945 [Schlesien auf Landkarten der Jahre 1800-1945]. Zakład Noworody im. Osslińskich, Wrocław 2008, 186 S., 46 farb. Abb. ISBN 978-83-61056-10-2.

Bogusław Czechowicz: Visus Silesiae. Treści i funkcje ideowe kartografii Śląska XVI-XVIII wieku [Visus Silesiae. Ideen- und Funktionsgehalt der Kartographie Schlesiens vom 16.-18. Jh.] (Acta Universitatis Wratislaviensis 3032). Wyd. Uniwers. Wrocławskiego, Wrocław 2008, 222 S., ca. 200 Abb. ISBN 978-83-229-2946-9.

Lechosław Cebo (Bearb.): Mapa źródło historyczne. Katalog map ze zbiorów Muzeum Śląskiego [Landkarten als historische Quellen. Katalog der Landkarten in den Sammlungen des Schlesiens Museums]. Muzeum Śląskie, Katowice 2008, 64 S., 19 Abb. ISBN 978-83-60353-53-0.

Schlesien im Kartenbild zu betrachten, ist vielen eine große Freude und schafft immer neuen Erkenntnisgewinn. Zwei neue Breslauer Veröffentlichungen sind darum besonders erwähnenswert. Verständlicherweise befinden sich besonders wichtige Bestände historischer Karten in der Odermetropole. Das Ossolineum bekam zudem eine maßgebliche Privatsammlung aus Deutschland übereignet. Auf dieser reichhaltigen Basis präsentiert Roman Wytyczak einen lohnenden Katalog mit 466 Positionen. Überwiegend ganzseitig werden 64 Karten farbig reproduziert. Auf zwei Dutzend Seiten erfolgt eine polnischsprachige Einführung zu den kartographischen Betrieben und Zentren Schlesiens. Die Rede ist von einer großen Dichte an sachkundigen Produzenten mit exzellenten Produkten. Die deutschsprachige Zusammenfassung ist so katastrophal übersetzt, daß man sie besser hätte entfallen lassen. Sie zeugt somit unfreiwillig von geringen Deutschlandkontakten der herausgebenden Einrichtung, was zwanzig Jahre nach der Wende bedauerlich ist.

Den zeitbedingten Entstehungsfaktoren der Kartographie Schlesiens vom 16. bis 18. Jahrhundert widmet sich Bogusław Czechowicz in seiner

Breslauer Arbeit. Beachtlich sind in dem polnischsprachigen Buch die ausführlichen Analysen zu 32 Karten bzw. Kartenwerken, illustriert mit fast zweihundert Abbildungen.

Die vornehmlich geologischen Karten im Schlesiens Museum Kattowitz stellt ein Bestandsverzeichnis mit 161 Positionen vor. Es enthält 19 Abbildungen. Die Sammlung scheint unsystematisch, es ist keine Gliederung zu erkennen. Auch sind viele der Bezugsregion nicht zugehörige Kartenblätter enthalten. *Stephan Kaiser*

Marcus Binney u.a. [Hg.]: Silesia. The Land of dying country houses. Save Europe's Heritage, Ipswich (GB) 2009, 117 S. ISBN 978-0-905978-60-4.

Wer je durch Schlesien abseits der Haupttrassen gefahren ist, der wird in kleinen Ortschaften die mächtigen Umfriedungen einst stattlicher Herrnsitze gesehen haben. Der morbiden Schönheit, der Neugierde auf dies baukulturelle Erbe, sollte man nachgehen - sofort und unmittelbar. Sieht man von den bekannten Beispielen wundersamer Rettung ab, so überwiegt der unvermeidliche, unwiederbringliche Verlust. Nun könnte eingewendet werden, dies sei eine durch die Trauer in Deutschland bestimmte negative Sicht auf Polen. Umso besser, daß die hier anzuzeigende Publikation von einer britischen Nichtregierungsorganisation herausgegeben worden ist. Sicherlich eröffnet sie einen neuen Blick in einem Land, das gerade den adligen Landbesitzern auch viele gute Seiten abzugewinnen vermöge. Die in farbigen Bildern kurz vorgestellten 117 Schlösser und Herrenhäuser weisen Ähnlichkeiten auf. Denn ohne Fenster und, noch gravierender, ohne Dächer ist nicht mehr viel zu machen. „Strategies for the future“ sind somit wichtiger denn je. Aber bei weniger als fünf Prozent des angetroffenen Bestandes prognostizieren die Herausgeber eine langfristige gesicherte Zukunft. Einige detaillierter behandelte Beispiele der Rubrik „The regeneration of the village centre“ zeigen die einst enge Verzahnung zwischen Leben und Wirtschaften auf den schlesischen Gütern. Fazit: Eine bemerkenswert mahnende Publikation, unerwartet und unvermutet. Leider fehlt eine detaillierte Karte, um die Lage der Objekte zu lokalisieren. *Stephan Kaiser*

Jürgen Herlein und Silvia Amella Mai: Heinrich Beer und seine studentischen Erinnerungen an Breslau 1847 bis 1850. WJK Verlag, Hilden 2009, 80 S., 3 Abb., 10,80 Euro. ISBN 3-940891-27-3.

Heinrich Beer (Gleiwitz 1829-1926 Leipzig) studierte Mitte des 19. Jhs. Rechts- und Kameralwissenschaften in Breslau, wo er in das Corps Silesia eintrat. Im Laufe seiner beachtlichen beruflichen Karriere wechselte er mehrfach Wohn- und Dienstort, bis er sich dauerhaft in Leipzig niederließ. Dort ging der für Bergrecht zuständige Reichsgerichtsrat im 60. Dienstjahr in den Ruhestand. Beers autobiographische Erinnerungen für die Jahre 1847-1850 vermitteln sehr anschaulich sein von ernsthaften Studien wenig belastetes, umtriebige Studentenleben im Breslau jener Jahre.

Małgorzata Pawlak und Wiebke Rohrer (Red.): Bibliografia historii Śląska. Bibliographie zur Geschichte Schlesiens. Bibliografie dějin Slezska 1998 (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 44, Acta Universitatis Wratislaviensis 3089). Verlag Herder-Institut, Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, Wrocław, Marburg 2008, LII, 448 S., 37,00 Euro. ISBN 978-3-87969-350-4.

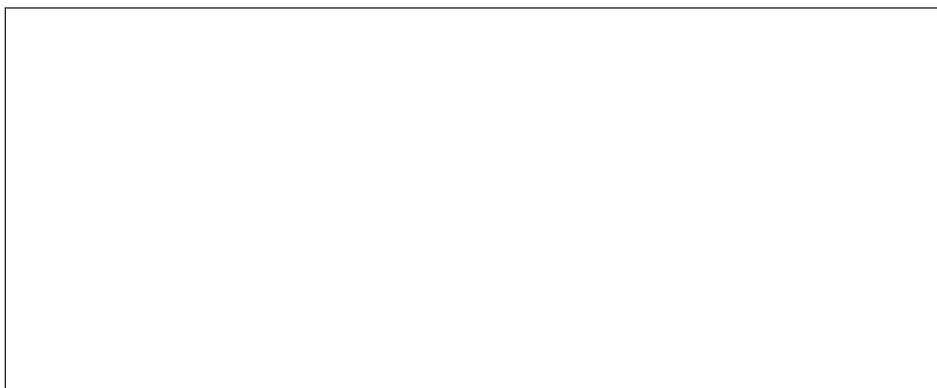
Eine Jahresbibliographie gibt auch von der Lebendigkeit der Forschung Auskunft, jene zur Geschichte Schlesiens für 1998 verzeichnet 3.573 Titel zu entsprechenden Themen im weitesten Sinne. Ausgewertet wurden allein über 850 Zeitschriften und Schriftenreihen aus der Geschichtswissenschaft und benachbarten Disziplinen; fremdsprachige Sachtitel wurden ins Deutsche übersetzt. Die Bibliographie entstand wieder in Kooperation zwischen dem Herder-Institut, dem Historischen Institut der Universität Breslau und der Schlesischen Abteilung des Schlesischen Landesmuseums in Troppau. Die Bibliographie ist auch in der über das Internet recherchierbaren Literaturdatenbank zur Geschichte Ostmitteleuropas zugänglich (www.litdok.de).

Alojzy Piechota (Hg.): Petersgrätz. Piotrówka. Piotrograd. Ptovice. Petrův Hradec. Selbstverlag, o.O. 2009, 92 S., 24 farb., 45 sw. Abb., 10,00 Euro. [Bezug: Förderverein Petersgrätz e.V., Lerchenfeldstr. 3 a, 82294 Oberschweinbach]

Das 2008 vom katholischen Ortspfarrer herausgegebene Buch legt der Förderverein Petersgrätz hier in deutscher Übersetzung vor. Es enthält Beiträge zur Geschichte des 1832 gegründeten Ortes Petersgrätz, Kr. Groß Strehlitz, dessen Einwohner aus der Gemeinde Friedrichsgrätz kamen, die bereits 1752 von evangelischen Glaubensflüchtlingen gegründet worden war. Deren Vorfahren wiederum stammten aus Böhmen. In weiteren Beiträgen wird zur Religionsgeschichte des Ortes (ev.-reformiert, röm.-katholisch) informiert. Abgebildet sind die in die Friedhofsmauer eingelassenen deutschen Grabsteine, die Gedenktafel für den Dorfgründer Pastor Peter Schikora sowie Szenen aus dem Leben der heutigen Kirchengemeinde.

Ulrike Turin. Portrait und Selbstportrait. Hirmer Verlag. München 2009, 144 S., 140 farb. Abb., 29,90 Euro. ISBN 978-3-7774-9025-0.

Die in Liegnitz geborene Künstlerin legt ein selbst gestaltetes Buch vor über von ihr gemalte Portraits und Selbstportraits, auch die wesentlichen Texte „Der eigene Blick“ und „Über die Maltechnik“ stammen von ihr, sagen also etwas über sie selbst, ihre Sichtweise und ihre Arbeitsweise aus. Dennoch, so ihr Fazit, ist der Sinn eines Bildes erst dann erfüllt, wenn es von anderen gesehen wird. Was sieht man also an Bildern? Vom Selbst-



portrait der 15jährigen von 1959 bis zum Fremdportrait 2008, Gesichter, Körper, ohne und mit Beigaben, extrem realistisch, hart, mit viel Schatten und Licht - und dennoch einer zu suchenden, zu findenden menschlichen Aussage, Botschaft. Auch wenn Portraits nicht an erster Stelle ihrer künstlerischen Arbeit und Aufmerksamkeit stehen, zeigen sie Ulrike Turin als profilierte, eigenständige Künstlerin.

Dagmar Nick: Schattengespräche. Gedichte. Rimbaud Verlag, Aachen 2008, 80 S., 19,00 Euro. ISBN 978-3-89086-564-5.

Namengebend für den gebundenen Band ist ein Zyklus von 13 Gedichten, der wie alle weiteren 50 Texte in klarer Sprache vorrangig um das Ende des Lebens, die unpathetische Rückschau, die Erinnerung an den Mitmenschen kreisen. Offensichtlich altersbedingt ist die Unmöglichkeit der Perspektive und Planung, selbst für die nahe Zukunft. Es dominiert die Perspektive der Endgültigkeit: Mein Aufenthaltsrecht/ auf diesem Planeten/ ist abgelaufen,/ ungültig geworden/ mein Name. Auch die Ziffer,/ die mich ersetzte, fiel/ aus dem Computer. (S. 54).

Maximilian Eiden (Hg.): Von Schlesien nach Israel. Juden aus einer deutschen Provinz zwischen Verfolgung und Neuanfang. Schlesisches Museum zu Görlitz, Görlitz 2010, 112 S., 12,80 Euro. ISBN 978-3-9813510-0-2.

Das Buch ist aus einer Vortragsreihe am Schlesischen Museum zu Görlitz in den Jahren 2008/09

hervorgegangen. Die Autoren fragen nach dem Schicksal jener jüdischen Schlesier, denen es gelang, vor dem Holocaust nach Eretz Israel, ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina, zu fliehen und dort ein neues Leben aufzubauen. In allen Beiträgen kommen die Geretteten, aber auch die Ermordeten mit ihren Selbstzeugnissen zu Wort. Sichtbar werden auch schlesische Spurenelemente im Beitrag der deutschen Juden zum sozialen und kulturellen Leben ihrer neuen Heimat, des Staates Israel.

Martina Pietsch (Hg.): Heimat und Fremde. Migration und Stadtentwicklung in Görlitz und Zgorzelec seit 1933. Beiträge der Tagung „Lebenswege ins Ungewisse“, 26.-27. Februar 2009 im Schlesischen Museum zu Görlitz. Schlesisches Museum zu Görlitz, Görlitz 2010, 164 S., 13,90 Euro. ISBN 978-3-9813510-1-9.

Migration und Mobilität haben in der Görlitzer Geschichte immer eine Rolle gespielt, nie aber in einer so einschneidenden und dramatischen Weise wie im 20. Jahrhundert. Ursachen hierfür waren Diktatur und Verfolgung, Krieg, Flucht und Vertreibung, die Teilung der Stadt sowie gesellschaftliche und wirtschaftliche Umwälzungen. Zur Vorbereitung einer Ausstellung veranstaltete das Schlesische Museum zu Görlitz im Februar 2009 eine Tagung, um die Wege der Menschen und die Veränderungen in Görlitz und Zgorzelec zu erkunden. Mit der Veröffentlichung der Tagungsbeiträge ist ein Kompendium zur jüngsten Geschichte der deutsch-polnischen Doppelstadt entstanden, in dem Migration, Bevölkerungswandel und Städtebau erstmals zusammenhängend dargestellt werden.

„Schlesischer Kulturspiegel“ ISSN 1437-5095

Herausgeber und Verlag:
Stiftung KulturWerk Schlesien,
Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg;
Postfach 11 04 25, 97031 Würzburg,
Tel. 0931/5 36 96; Fax 0931/5 36 49
email: info@kulturwerk-schlesien.de
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Texterfassung und redaktionelle Bearbeitung:
Anja Weismantel und Dr. Ulrich Schmilewski
Layout und Endredaktion:
Pressebüro Context, Würzburg
Nachdruck von Beiträgen und Wiedergabe von
Abbildungen nur mit schriftlicher Genehmigung
und Quellenangabe.

Regelmäßige Zusendung erfolgt auf schriftliche
Bestellung beim Herausgeber und gegen eine
Spende auf Konto-Nr. 02 36 000 bei der
Deutschen Bank AG Würzburg (BLZ 790 700 16).
Techn. Herstellung: Druckerei E. Meyer Verlag
GmbH, Neustadt/Aisch.